


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Zehn Jahre aus meinem Leben

— 1862 bis 1872 —

von

Prinzessin Felix zu Salm-Salm.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Inhalt.

Zweites Buch.

Mexiko.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Zweites Buch.

Mexiko.

I.

Der Eintritt in Mexiko ist nicht einladend, sondern eher abstoßend. Obwohl man froh ist, wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, so schmachten doch die seemüden Augen vergebens nach erfrischendem Grün, denn die sandige, von der Sonne durchglühte Küste ist so leer von aller Vegetation, wie die Fläche der Hand.

Nähert man sich der regelmäßig gebauten Stadt Vera Cruz mit ihren weißgetünchten, Grabsteinen ähnlichen Häusern, so überläuft ein Schaudern den Körper, denn man tritt in eine Atmosphäre, welche an die Katakomben erinnert und die von den umliegenden Sümpfen kommt, in welchen eine tropische Sonne Gift kocht. Es ist daher kein Wunder, daß das gelbe Fieber, welches die Matrosen Gelber Hans — Yellow Jack — nennen, in diesem Orte neun Monate im Jahre Herr ist. Es ist der tödtlichste Platz für Europäer, von denen Tausende ringsumher begraben sind.

Tritt man in die Stadt, so wird dieß unheimliche

Gefühl noch dadurch vermehrt, daß man beinahe mehr Aasgeier als Menschen sieht. Diese äußerst ekelhaften Abdeckervögel, welche dort Zapilotes heißen, sind so dreist wie Sperlinge in europäischen Ländern; das Gesetz schützt sie, da die Nachlässigkeit und Unsauberkeit der Einwohner sie zur Nothwendigkeit macht.

Da weder in der Stadt noch im Diligencias Hotel irgend etwas war, was uns hätte fesseln können, so reisten wir am nächsten Tage Nachmittags zwei Uhr nach Mexiko ab.

Obwohl die von den Franzosen gebaute Eisenbahn keineswegs gut war, so war sie doch ein wahrer Segen, da sie das Mittel bot, schnell durch eine trostlose Gegend zu kommen.

Die Hitze war überwältigend, aber die Waggons waren ziemlich luftig gebaut und die Sitze ohne Kissen, welche es vollends unerträglich gemacht haben würden. Wir hatten eine Eskorte von französischen Soldaten bei uns, und den Beweis davon, wie nöthig sie war, lieferte das Erscheinen von Guerillas, die jedoch nach einigen Schüssen sich davon machten.

Gegen das Ende der Fahrt wurde die Gegend etwas anziehender. Wir kamen ohne Unfall in Paso del Macho an, wo die Eisenbahn aufhörte.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in der

Diligence fort und brachen um fünf Uhr auf. Der Kutscher protestirte gegen Zulassung meines Hundes Jimmy in die Diligence, aber der allmächtige Dollar erweichte sein Herz, und gegen Zahlung eines Passagierbillets wurde meinem unzertrennlichen vierbeinigen Gefährten ein Sitz eingeräumt. Eine französische Dame war nicht so glücklich, denn der herrliche Neufundländer, den sie bei sich hatte, war zu groß, und sie mußte ihn mit großem Bedauern einem der Leute zum Aufbewahren zurücklassen.

Solch eine mexikanische Diligence ist ein wunderbares Fahrzeug, welches nur durch die wunderbaren Straßen überboten wird. Es wird durch acht Maulthiere fortgeschleppt, von denen zwei vorn, vier in der Mitte, und zwei zunächst dem Wagen angespannt sind. Die Geschicklichkeit des Kutschers mit seiner Masse von Zügeln in der Hand ist erstaunenswerth. Seine Stelle ist in der That keine Sinekure, denn er hat eine beständige Konversation mit seinen Maulthieren zu führen, die er bei ihren Namen ruft und durch alle nur erdenklichen Arten von Tönen ermuntert. Es würde ihm indessen schwerlich gelingen, sie alle durch seine Beredsamkeit zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit zu bewegen, wenn er nicht durch seinen Adjutanten unterstützt würde, einen Jungen, lebendig und flink wie ein Affe. Jetzt läuft er auf der Straße

und sammelt Steine und klettert mit seiner Last an die Seite des Kutschers, von wo er mit sicherer Hand Steine nach irgend einem sündigenden Maulthier wirft und mit seiner Stimme die Bemühungen des Kutschers unterstützt.

Dieser Kutscher ist eine sehr wichtige Person und wird gut bezahlt; er bekommt, glaub' ich, beinahe dreihundert Gulden den Monat, außer freier Wohnung und Kost. Er sieht mit seiner Lederjacke, großen goldverzierten Sombrero und zottigen Zapateros, die von Bocksfell mit dem Haar gemacht sind, sehr malerisch aus.

Es geschieht häufig, daß die Diligence von Räubern angefallen und geplündert wird, und manche gräßliche Abenteuer liefern den Reisenden nicht sehr erheiternden Stoff zur Unterhaltung, und erhalten sie in beständiger Aufregung.

Eine Diligence zu berauben, scheint in Mexiko keine Schande, denn wenn es auch von gemeinen Räubern und Dieben begangen wird, so betreiben es doch auch Leute aus bessern Ständen wie eine Art von ritterlichen Sport. Es gibt viele wohlhabende Rancheros (Gutsbesitzer), die ganz anständig leben und sonst in gutem Rufe stehen, von denen man aber sagt, daß sie sich dieß harmlose Vergnügen machen. Die Räuber sind daher besorgt, daß ihre Gesichter durch Schwärzen oder auf andere Weise

unkenntlich gemacht sind, und wenn man ihnen nicht widersteht, oder sie nicht in Gefahr sind, erkannt zu werden, begehen sie selten einen Mord. Sie reiten gewöhnlich schöne Pferde und sind sehr reich gekleidet.

An irgend einem günstigen Ort, und deren gibt es an jener Straße in Menge, werden die Maulthiere plötzlich angehalten. Der Kutscher macht weder den Versuch zu entwischen noch sich zu wehren; es ist seine Pflicht, neutral zu bleiben, denn handelte er anders, so würde es nicht nur nichts nützen, sondern es würde ihm das Leben kosten. Eine Kugel, hinter irgend einem Busch abgeschossen, würde bei seiner nächsten Reise seine Laufbahn schließen. Er wird daher meistens unbelästigt gelassen und bleibt ein passiver Zuschauer der Szene, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit abspielt. Obgleich die hin und wieder von den Behörden gestellte Eskorte gewöhnlich nicht da ist, wenn sie gebraucht wird, so kommt es doch hin und wieder vor, daß sie bei der Hand ist, und um dieser Gefahr zu entgehen, sind die Räuber gezwungen, nicht viel Umstände zu machen. Während einige die Maulthiere anhalten, ersuchen zwei andere, Revolver in der Hand, die Reisenden, auszusteigen und sich zu entkleiden, da es wohlbekannt ist, daß dieselben ihr Geld und ihre Werthsachen meistens in ihren Kleidern zu verbergen pflegen. Man kann sich das Entsetzen und die Verwir-

rung vorstellen, welche ein solcher Befehl verursacht, besonders wenn unter den Passagieren Damen sind.

Eine Amerikanerin, die Frau eines südlichen Generals, welche mit ihrer Tochter nach Vera Cruz reiste, war sehr in Angst vor solcher Behandlung, welche manche durch pariser Toilettenkünste geschaffenen Illusionen zerstört haben würde. Als eine praktische Dame bereitete sie sich auf ein solch' entsetzliches Ereigniß vor und ließ für sich und ihre Tochter Papierkleider machen, welche als werthlos die Begierde der Räuber nicht erregen konnten, aber ihre Reize vor entweihenden Augen schützten. Sie hatten indessen keine Gelegenheit, von ihrer sinnreichen Erfindung Gebrauch zu machen.

Weniger glücklich war eine hübsche deutsche junge Gräfin, die Frau des Chefs der Gendarmen, welche dieselbe Reise machte in Begleitung von drei jungen Offizieren, wovon der eine ihr Vetter war. Sie war eine muthige kleine Dame und glaubte an keine Räuber, da die Diligence seit einigen Wochen nicht belästigt worden war. Gerade der Umstand indessen, daß sie die Frau des Chefs der Gendarmerie war, scheint die kühnen Räuber gereizt zu haben. Die Diligence wurde von einem Dutzend gut bewaffneter Leute angehalten, welche die Passagiere sehr höflich einluden, auszusteigen und sich auszuziehen. Nun bedauerte die Gräfin sehr, daß sie sich

über die Papieranzüge lustig gemacht hatte, denn jetzt wären sie sehr nöthig gewesen, nicht nur für die Dame selbst, sondern auch für die jungen Herren. Den Bitten und Thränen der armen Gräfin gelang es, wenigstens ihr allerletztes Kleidungsstück behalten zu dürfen, und der Kutscher warf ihr eine Pferdedecke zu, die ihr bessere Dienste leistete, als die von den Räubern großmüthig zurückgelassenen transparenten Unterröcke, welche die jungen Herren unter sich vertheilten. In diesem phantastischen Negligé durften sie die Reise zur nächsten Station fortsetzen, wo sie substantiellere Kostüme vorfanden.

Eine abscheuliche Geschichte wurde von einem wohlbekannten mexikanischen Grafen erzählt, der sich in der schauderhaftesten und niederträchtigsten Weise an einer jungen Dame rächte, deren Novio er lange gewesen war und die ihn verschmähte.

Den mexikanischen Mädchen sind noch mehr Freiheiten gestattet, als denen in Nordamerika. Courmachen findet in großem Maße statt, und jede junge hübsche Dame hat viele Courmacher, mit denen sie eben macht, was sie will. Derjenige junge Herr, welcher der Eifrigste und Beharrlichste im Dienst der Dame ist, darf sie überall hin begleiten; allein das Annehmen seiner Dienste verpflichtet dieselbe keineswegs dazu, ihn Anderen vorzu=

ziehen, oder ihn als ihren künftigen Gatten anzusehen. Solchen Herrn nennt man einen „Novio“.

Der Graf hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er all' seinen Nebenbuhlern vorgezogen sei, und daß es ihm gelingen würde, die Hand des schönen und reichen Mädchens zu erhalten. Auf einem Ball wurde er jedoch auf das Unzweideutigste enttäuscht. Seine Dame verweigerte, mit ihm zu tanzen, und in so auffallender und beleidigender Weise, daß die Liebe des Grafen sich in tödtlichen Haß verwandelte. Er gelobte, sich an ihr und an dem Manne zu rächen, den sie ihm vorzog.

Da er in Erfahrung gebracht hatte, daß die junge Dame mit ihren Eltern und ihrem Verlobten nach Europa gehen wollte, so erkundigte er sich, wann sie nach Vera Cruz abreisen würden, und machte seinen Plan. Er hatte einige seiner Kameraden und Nachbarn beredet, ihm beizustehen, und die ganze Bande, gut bewaffnet und mit verhüllten Gesichtern, hielt die Diligence an. Die Reisenden mußten aussteigen, und während die Männer unter denselben an Bäume gebunden wurden, mußte sich die junge Dame vollständig entkleiden und in diesem Zustande mit dem Grafen tanzen. — In Folge dieser Vorgänge wurde die beabsichtigte Heirath abgebrochen. —

Alle Versuche, dieses Verbrechen zur Bestrafung zu bringen, waren vergebens, denn die Freunde des Grafen

verriethen weder ihn noch sich selbst, und andere Beweise konnte man nicht beibringen; obwohl Jedermann von der Schuld des Grafen überzeugt war, konnten die Behörden doch auf ein bloßes Gerücht hin nicht einschreiten.

Ich war so glücklich, weder auf dieser noch einer meiner später in Mexiko gemachten Reisen diesen wegelagernden Stegreifrittern zu begegnen.

Die Straße und die von ihr aus gesehene Landschaft wurde mehr und mehr interessant, aber schwerlich für die armen Maulthiere, welche ihr Aeußerstes thaten, unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden, und wir stiegen häufig aus, theils um ihre Last zu erleichtern, theils um für eine Weile dem Schütteln und Stoßen zu entgehen, welches selbst uns zu stark wurde, die wir an die schlechten Wege aus dem amerikanischen Kriege her gewohnt waren.

Das Wetter war indessen schön und nicht zu heiß, denn wir waren nun in die Region gekommen, welche die terra templada — die gemäßigte Zone — genannt wird. Die Wälder, durch welche wir fuhren, waren herrlich, denn alle Bäume waren bis zu ihren Gipfeln mit einer Menge verschiedenartiger Schlingpflanzen behangen, mit Blüten von den brillantesten Farben, welche mit denen großer Schmetterlinge wetteiferten. Es war eine ganz reizende Wildniß, die von den Händen der

Menschen noch unberührt war. Rechts und links von uns sahen wir tiefe Thäler und Schluchten, die mit einem Gewirr üppiger Pflanzen und Bäume überwachsen waren, welche Waldströme verdeckten, deren schäumendes Wasser wir nur hie und da hervorleuchten sahen.

Eine Stelle in dieser sehr romantischen, aber entsetzlich schlechten Straße heißt „Sal si puedis“ — Komm' heraus, wenn Du kannst. — Ob es hier oder an einer ähnlichen Stelle war, weiß ich nicht, allein gegen Mittag brach etwas an unserer Diligence. In der Nähe sahen wir die Hütte einer indianischen Familie. Obwohl sie nur von Rohr erbaut und mit Aloeblättern gedeckt war und kein Fenster, sondern nur eine Thür hatte, so schien sie uns doch einladender als irgend eine mexikanische Pulqueria oder selbst Hotel, denn sie war von herrlichen Bäumen beschattet und mit schönen Blumen überwachsen, für welche die Indianer eine große Vorliebe haben. Man findet dieselben stets in großer Menge um ihre Wohnungen herum.

Die Hütte, in welche wir traten, hatte übrigens noch den seltenen Vorzug sorgfältigster Reinlichkeit, und das Indianerpaar, welches sie bewohnte, empfing uns mit großer Gastlichkeit. Sie setzten uns Tortillas vor, eine Art flacher, weicher Kuchen von Maismehl, die man überall in Mexiko statt Brod ißt — verschiedene Früchte

und Pulque, das Nationalgetränk der Mexikaner. Es wird von der Magueypflanze (Agave americana) gewonnen, die man in Europa gewöhnlich Aloe nennt und die in Verbindung mit den verschiedensten Kaktusarten überall in Mexiko wächst und einer mexikanischen Landschaft einen eigenthümlichen, von dem aller andern Länder abweichenden Charakter gibt.

Die Maguey scheint ausdrücklich für ein faules Volk geschaffen, wie es die Mexikaner sind, mögen sie nun von Indianern oder Europäern abstammen, denn sie erfordert nur wenig Kultur und liefert eine Menge Dinge für den häuslichen Bedarf. Man sieht überall große Felder dieser Pflanze, die von Kaktushecken mit gefährlichen Dornen ganz undurchdringlich eingefaßt sind. Die Maguèy wird sehr hoch, oft acht bis neun Fuß, obwohl sie ziemlich langsam wächst, denn sie braucht beinahe zehn Jahre, ehe sie ihre Reife erreicht. Dann schießt aus ihrer Mitte eine hochstämmige Blüte auf, die man mehr in europäischen Treibhäusern als in Mexiko bewundert, wo man sie nicht aufkommen läßt. Sobald die Pflanze auf diesen Punkt gelangt ist, sammelt sich in ihrer Mitte oder ihrem Herzen eine milchige Flüssigkeit. Dieses Herz wird ausgeschnitten und darin eine Höhlung gemacht, die sich täglich mehrmals während drei Monaten und länger mit diesem Safte füllt. Eine gesunde, kräftige Pflanze liefert

nicht selten hundert Gallonen Pulque. Nachdem die Pflanze dem Menschen ihr Herzblut gegeben hat, stirbt sie ab, allein aus ihrer Wurzel springen eine Menge Kinderpflänzchen hervor, die, rechtzeitig entfernt und verpflanzt, ohne weitere Pflege groß werden.

Die Blätter der Maguey oder Aloe werden zu manchen Zwecken benutzt. Die Hütten werden damit gedeckt oder man macht von den Fasern die trefflichsten Schnüre und Seile, oder sie werden zu Brei zerstampft, aus welchem Papier verfertigt wird.

Der Kaktus ist wegen seines stachlichen Charakters unangenehm, aber dennoch bildet er wegen seiner eigenthümlichen Gestalt und der Pracht seiner brennend rotheu oder gelben schönen Blüten eine originelle Zierde, welche ich in einer mexikanischen Landschaft nicht entbehren möchte. Einige Arten tragen eßbare Früchte, die kleinen Feigen ähnlich sind, und eine Spezies dient zur Zucht eines sehr nützlichen Insekts, der Cochenille. Ich habe keine solche Pflanzung gesehen und weiß nicht, in welchem Theil von Mexiko dieser Industriezweig betrieben wird.

Das indianische Paar, welches uns so gastfreundlich aufnahm, hatte die unterwürfige Art und den melancholisch resignirten Blick, den man stets bei Nationen findet, die seit Jahrhunderten von Barbaren unterjocht und geknechtet wurden. Ich glaube nicht sehr unrecht zu handeln,

wenn ich die Spanier so nenne, die Mexiko unterjochten. Ich werde später weitläufiger von den Indianern reden, die mir interessanter sind als die Abkömmlinge der Eroberer, und ich bin versichert, daß sie von ihrem gegenwärtigen Zustand der Erniedrigung und des Elends sich erholen werden, wenn eine aufgeklärte und starke Regierung in Mexiko eingerichtet sein wird. Dieß kann niemals weder durch die Indianer noch durch die weißen Mexikaner selbst geschehen, und ich hoffe daher, daß die Vereinigten Staaten es räthlich finden werden, dieses reiche Land mit ihrer Republik zu vereinigen. Die Indianer Mexikos sind verschieden von den Wilden Kaliforniens und der nördlicheren Staaten, und ich glaube gewiß, daß bei zweckmäßiger Ermunterung und Hülfe es kaum fünzig Jahre erfordern würde, in ihnen wieder den industriellen Instinkt ihrer Vorväter zu erwecken.

Unsere freundlichen Indianer waren ganz entzückt, als wir ihnen ein größeres Geldstück gaben, denn sie sind von der herrschenden Rasse keine besonders freundliche Behandlung gewöhnt.

Unsere Diligence war schneller hergestellt, als wir erwarteten, und wir setzten unsere Reise fort. Am Nachmittag kamen wir in eine sehr kultivirte, schöne Gegend, die mit Landhäusern und Farmen besetzt war, in denen wir Felder mit Mais-, Zuckerrohr-, Kaffee- und Kakaopflan-

zungen, schöne Gärten mit fremdartig aussehenden Obstbäumen und viele Palmen sahen.

Gegen Abend näherten wir uns dem engen, aber schönen Thal, in welchem die Stadt Orizava liegt, wo wir die Nacht bleiben sollten. Die Stadt wird von dem Orizavafluß und dem Puerco und de los Aguacates durchflossen und ist ein ziemlich großer Ort mit schönen Kirchen; aber die meisten Privathäuser sind nur einstockig und die Straßen unregelmäßig. Ich sah indessen nur wenig von der Stadt, da ich ziemlich müde war, und trotz des schlechten Logis war ich doch sehr froh, meine durchschüttelten Glieder auszuruhen.

Salm hörte hier, daß General Negre, dessen Stab er attachirt war, von Mexiko nach Puebla versetzt sei und daß er daher ebenfalls in dieser Stadt würde bleiben müssen, was ihm durchaus nicht zusagte.

Wir verließen Orizava am nächsten Morgen um fünf Uhr. Obwohl das Wetter in diesen Breiten und zu jener Jahreszeit sehr veränderlich ist, so hatten wir doch Glück darin und konnten die Schönheit der Gegend genießen. Unsere Straße ging bergauf, denn wir erstiegen die Cordilleren (dort cumbres genannt), und die in alten Zeiten von den Spaniern erbaute treffliche Straße war sehr verdorben. Endlich erreichten wir den höchsten Punkt, la Cañada, und kamen bald in ein häßliches Dorf,

Palmar, welches in einer sehr häßlichen, vulkanischen Gegend liegt, die durch Aloefelder mit Kaktushecken nicht eben verschönert wird. Der Rahmen dieses traurigen Bildes war indessen unübertrefflich schön, denn er wurde durch die schneebedeckten Gebirge gebildet, unter denen als höchste Punkte der Popocatepetl und der Pic von Orizava, der Ixtaccihuatl u. s. w. hervorragen, gegen welche selbst die schweizer Alpen zwerghaft erscheinen.

Es war Abend, als wir das Plateau von Puebla erreichten, welches beinahe siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt und einer der fruchtbarsten Theile von Mexiko ist, wo nicht nur Maguey und Cacti oder Mais zu sehen sind, sondern selbst Waizenfelder.

Ich war herzlich froh, als wir um neun Uhr Abends in der Stadt Puebla ankamen. Wir stiegen im Hotel de Diligencias ab, wo wir uns in einem großen Zimmer mit drei Betten sehr wohl befanden. Jimmy, dessen Nachttoilette keine Vorbereitungen erforderte, nahm sogleich das beste derselben in Beschlag, und ich folgte seinem Beispiel so schnell als möglich, denn ich war so müde, wie kaum je im Leben.

Am nächsten Morgen meldete sich Salm bei seinem General und bat um Urlaub nach Mexiko. Er besuchte General Graf Thun, den Bruder des österreichischen Gesandten, den er in Oesterreich gekannt hatte, als derselbe

Rittmeister in einem Ulanenregiment war. Er traf hier auch einen früheren preußischen Offizier, Graf Nostiz, den er in den Vereinigten Staaten gekannt hatte.

Puebla war einst die Nebenbuhlerin von Mexiko und ist noch die zweite Stadt des Reiches. Sie wird vom San Franziskofluß durchschnitten und die Flüsse Atoya und Alzezeka fließen in der Nähe. Dieser Wasserüberfluß erlaubt es, die Straßen reiner zu halten, als es gewöhnlich in mexikanischen Städten der Fall ist. In der Mitte jeder Straße fließt ein mit Steinen gedeckter Kanal, welcher alle Unreinigkeiten wegschwemmt, die sonst auf die Straße geworfen werden würden.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut. Die Straßen sind alle gepflastert und mit Trottoirs versehen. Es sind da mehr als zwanzig größere und kleinere freie Plätze und eine große Menge Kirchen, ich glaube über siebenzig, die Kapellen mitgerechnet. Ich habe nie eine Stadt mit so vielen Thürmen gesehen, die wegen der flachen Dächer der Häuser noch mehr als sonst in's Auge fallen. Es gibt da auch viele andere sehr schöne Gebäude, zum Beispiel Klöster, Hospitäler und drei Theater.

Der Hauptplatz der Stadt ist von hohen und weiten Arkaden eingefaßt, wo die Indianer am Tage ihre Produkte zum Verkauf feil bieten und des Nachts schlafen und die seltsamsten und befremdendsten Familienbilder darbieten.

Die Stadt hatte damals nur siebenzigtausend Einwohner, denn ihre Zahl war schon früher durch Epidemieen vermindert worden. Das achtzehnte Jahrhundert war in dieser Hinsicht besonders verhängnißvoll, denn die Pest erschien dreimal und einmal kam sie in Begleitung von Hungersnoth. Die Bürgerkriege verminderten die Bevölkerung ebenfalls und schadeten der Industrie der Stadt sehr. Sie hatte früher sehr berühmte Fabriken von Tuch, Glas, Porzellan, Seife, Stahlwaaren u. s. w. und selbst jetzt ist sie in dieser Hinsicht Mexiko voraus. Ueberhaupt scheint Alles in Puebla ordentlicher und civilisirter als in der Hauptstadt, und man sieht auch nicht so viele arme Leute.

Die Aussicht von der Stadt ist schön nach allen Seiten hin und wird noch schöner durch die großen Gebirge, die den Hintergrund bilden. Ob die Befestigungen sehr stark sind, weiß ich nicht; die Stadt wurde indessen 1847 von den Amerikanern und 1863 von den Franzosen nach einer Belagerung von zwei Monaten genommen.

Wir verließen Puebla am 30. August um drei Uhr Morgens. Wir hatten ein Gebirge zu passiren, welches sich zwischen dem Plateau von Puebla und dem noch höher liegenden von Anahuac hinzieht. Diese Straße ist nicht nur sehr schlecht, sondern steht auch in sehr schlechtem Ruf wegen der vielen Räuber, die in der Nähe von Rio Frio hausen.

In ein paar Stunden erreichten wir die Region des Nadelholzes und kamen durch herrliche Cedern- und andere Nadelholzwälder, deren Namen ich nicht weiß, die aber außerordentlich hübsch aussehen, da ihre sehr langen hell-grünen Nadeln in Bündeln von den Zweigen herunter-hängen.

Bald sahen wir das Plateau von Mexiko vor uns, welches achtzehn Leguas lang und zwölf und eine halbe breit ist. Es ist von der malerischsten Bergkette umgeben, aus welcher erstaunliche schneebedeckte Vulkane in den reinen blauen Himmel hineinragen. Das sich dem Blick darbietende Panorama ist eins der schönsten und lieblichsten in der Welt. Die weite Ebene ist mit schönen Farmen und Gärten übersät und hie und da sieht man Wasser-spiegel. Hin und wieder steigen plötzlich aus der grünen Ebene Hügel auf, welche man mir als erloschene Vul-kane bezeichnete. Man sagt, daß die Spanier durch un-verständige Zerstörung der Wälder viel Schaden gethan haben, welche vor ihrer Ankunft in großer Masse das Plateau von Anahuac bedeckten, und daß in Folge davon die schönen Seen sehr klein geworden sind, da die sie nährenden Wasserzuflüsse durch die Sonne aufgetrocknet wurden, gegen welche sie früher durch die Bäume geschützt wurden.

Der Blick auf die Stadt Mexiko ist herrlich. Das

ist Alles, was ich darüber sagen will, denn wenn ich auch das Ganze lebhaft vor meinen Augen habe und es, wenn mir die mechanische Fertigkeit nicht abginge, vielleicht malen könnte, so kann ich es doch in Worten nicht so beschreiben, daß der Leser dadurch eine gute Vorstellung davon bekommt. Ich habe stets gefunden, daß die besten und geschicktesten Beschreibungen von Ansichten und Landschaften nur ungenügend und nie im Stande waren, mir ein bestimmtes Bild zu geben, wenn ich dieselben nicht selbst gesehen hatte.

Wir kamen acht Uhr Abends in Mexiko an und fuhren sogleich in meines Mannes Wohnung in der Puente de San Francisco. Ich betrachtete es als ein glückliches Omen, daß wir am vierten Jahrestage unserer Heirath in Mexiko ankamen, und wir feierten den Tag durch ein Diner, welches uns General Zermann, ein Bekannter von Felix, gab.

Dieser Herr war während des Krieges General in den Vereinigten Staaten gewesen. Ich weiß nicht recht, welches Geschäft ihn nach Mexiko führte, noch glaube ich kaum, daß er wirklich irgend eines hatte, obwohl er stets sehr wichtig und geschäftig that und viel von ungeheuern Forderungen redete, die er an die Regierung der Vereinigten Staaten zu machen habe. Ohne einen eigentlichen Grund dafür angeben zu können, war ich doch geneigt, ihn für

eine Art von Humbug zu halten. Er war ein großer Dandy, hatte aber die eigenthümliche Liebhaberei, sich stets von Kopf zu Fuß grasgrün, wie ein Laubfrosch, zu kleiden.

Am nächsten Tage machte mir Baron Magnus, der preußische Ministerresident, eine Visite. Als Felix zuerst nach Mexiko kam, hatte er einen Empfehlungsbrief von dem guten Baron Gerolt an ihn, und Baron Magnus that in der That, was er nur konnte, ihm beizustehen. Er benahm sich auch sehr freundlich gegen mich, und wenn ich auch gewünscht hätte, daß er mit mehr Energie und Bestimmtheit handelte, unter Verhältnissen, wo schwächliche diplomatische Taktik nichts half, so würde doch eine zu scharfe Kritik gegen mein Gefühl gehen, denn gegen meinen Mann und mich handelte er bis zuletzt mit großer Güte, und es würde undankbar sein, das nicht auf das Höchste anzuerkennen. Ueberdieß ist es möglich, daß ich seine Gewalt und seinen Einfluß in Mexiko überschätzte und mein Eifer, dem Kaiser beizustehen und ihn womöglich aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen, mich vielleicht zu anspruchsvoll machte und mich eine Handlungsweise wünschen ließ, welche einem preußischen Gesandten nicht gestattet war. Ich bin kein Diplomat, und wenn ich meinen Impulsen folge, wie ich es gewöhnlich thue, so bin ich keinem König oder Fürsten dafür verantwortlich, wenn ich einen

politischen Bock schieße; ich bin daher wohl kein guter Richter über die Handlungen von Diplomaten. Wenn seine Regierung mit seinem Benehmen in Mexiko zufrieden war, so kann der Baron meine übertriebenen Forderungen belächeln.

Der Baron kam oft mit seinem Wagen, um mir die Stadt zu zeigen, mit welcher ich sehr bekannt wurde, da ich mehrere Monate dort zu bleiben hatte.

Obwohl Mexiko von Touristen nicht so häufig beschrieben worden ist wie London und Paris, und ein eingehender Bericht über seine Schönheiten, Alterthümer u. s. w. für europäische Leser interessant sein möchte, so würde doch eine derartige Beschreibung die Grenzen dieses Werkes überschreiten, selbst wenn ich im Stande wäre, eine solche zu machen, was keineswegs der Fall ist. Ich werde daher diesen oder jenen Gegenstand nur gelegentlich berühren und meine individuellen Eindrücke, oder was ich beiläufig wahrnahm, mittheilen.

II.

In Bezug auf die frühesten Einwohner Mexikos gibt es natürlich viele Traditionen. Wir würden mehr von der Geschichte des Landes wissen, wenn der fanatische erste spanische Erzbischof nicht sorgfältig alle geschriebenen indianischen Berichte im ganzen Lande hätte einsammeln lassen, um sie als heidnische Greuel auf dem großen Platz in Mexiko zu verbrennen.

Vor etwa tausend Jahren wurde das Land von einem sehr fleißigen, hoch civilisirten und gutherzigen Volke, den Tolteken, bewohnt. Sie verschwanden und wurden ersetzt durch ein rohes Jägervolk, die Chichimekes, deren Nachkommen noch in verschiedenen Provinzen Mexikos leben.

Im zwölften Jahrhundert kamen sieben Stämme der Nahuatlakes aus dem Norden und nahmen das Land ein. Einer dieser sieben Stämme war der der Azteken. Sie wanderten lange Zeit von einem Platz zum andern, ohne sich für eine endliche Niederlassung zu entscheiden, weil ein altes Orakel ihnen befahl, so lange ihre Wanderungen

fortzusetzen, bis sie einen Kaktus (nopal) finden würden, der von einem Felsen emporwachse und auf dem ein Adler sitze. Als sie auf dem Plateau von Anahual und an den Ufern des Sees ankamen, sahen ihre Priester wirklich einen Adler auf einem Kaktus sitzen, der auf einem Felsen wuchs. Es wurde also beschlossen, dort zu bleiben, und die von den Azteken gebaute Stadt wurde Tenochtitlan genannt, was „Nopal auf einem Felsen" heißt. Daher schreibt sich das gegenwärtige mexikanische Wappen.

Die Stadt wurde später Mexiko genannt, was entweder von einem indianischen Wort herkommt, welches Quelle heißt, oder wahrscheinlicher von Mexitli, dem Namen eines der vorzüglichsten Götzen. Als Datum der Gründung von Tenochtitlan ist der 18. Juli 1327 angegeben.

Als Cortez in Mexiko ankam, hatte die Stadt dreihunderttausend Einwohner. Ich will nichts von ihrer frühern Herrlichkeit sagen, denn sie ist in Hunderten von Büchern beschrieben, welche die Geschichte der Eroberung enthalten. Aber all' diese Pracht, all' die herrlichen Gebäude sind zerstört worden, denn Cortez, wüthend über den Widerstand der Azteken, vernichtete ihre Stadt am 13. August 1521 und begann bald darauf sie nach einem neuen Plane aufzubauen.

So entstand die gegenwärtige Stadt Mexiko, welche

nun zweihunderttausend Einwohner hat. Sie hat sechs Leguas im Umfang, vierhundertundzweiundachtzig Straßen, die meistens gerade, gepflastert und mit Trottoirs versehen sind. Es sind da sechzig größere und kleinere freie Plätze, fünfzehn Mönchs- und zweiundzwanzig Nonnenklöster, achtundsiebenzig Kirchen und Kapellen, drei große Theater, zwei Arenas für Stiergefechte, drei Hauptpromenaden, zehn Hospitäler u. s. w.

Die Straßen Mexikos sind außerordentlich lang und meistens sehr breit. Die Häuser haben nie mehr wie zwei Stockwerke und ihre Außenseite ist monoton und häßlich. Sie sehen wegen der flachen Dächer alle wie große Würfel aus. Diese flachen Dächer bilden eine Art von Hof und sind stets mit einer brusthohen Mauer umgeben.

Wie alle spanischen Städte, hat auch Mexiko seine Alameda. Don Luis Velasco, einer der ersten Vicekönige, fing an sie anzulegen, im Jahr 1593. Sie schloß die Quemadero ein, den Platz, wo die Inquisition mehr arme Indianer verbrannte, als die Priester der Azteken zur Ehre des Vitzliputzli schlachteten. Die Anlage eines Vergnügungsortes in der Nähe dieses gräßlichen Platzes war zu jener Zeit nicht unpassend, denn das Verbrennen von Ketzern und Scheusalen, welche die Mysterien der christlichen Religion nicht verstehen konnten,

war damals eine sehr fashionable und zugleich religiöse Erholung. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Religion weniger wild, und der Vicekönig Graf von Revillagigedo, der die Alameda ausdehnte und schmückte, wie sie jetzt ist, entfernte diese Scheußlichkeit.

Die ganze Alameda bildet ein längliches Viereck von fünfhundert Klaftern Länge und zweihundertsechzig Breite, und ist von einer Mauer umgeben, längs welcher Steinbänke angebracht sind. Der ganze Platz ist von zahlreichen Gängen durchschnitten, die von schattigen Bäumen gebildet sind, und verschönert durch Blumenbeete und Fontänen, von welchen zwei mit Statuen und sonstiger Bildhauerarbeit geschmackvoll verziert sind.

Obgleich die Anlagen etwas vernachlässigt aussehen, so ist doch die Alameda ein sehr angenehmer Platz, auf welchen die Mexikaner sehr stolz sind. Derselbe ist besonders am Morgen interessant, wenn die Damen von der Kirche, und die Herren von ihrem Morgenritt zurückkommend sich in den schattigen Alleen treffen, schwatzen und liebeln, oder auf den Bänken sitzend der Musik eines französischen Musikkorps zuhörten, welches mehrmals in der Woche von acht bis zehn Uhr spielte. — Die meisten Volksfeste, zum Beispiel das der Unabhängigkeitserklärung am 13. September, werden in der Alameda gefeiert.

Eine andere fashionable Promenade für Reiter und

Wagen, die Rotten Row von Mexiko, ist die Promenade de Bucarelli, so genannt, weil sie im Jahr 1778 von dem Vizekönig Antonio Maria Bucarelli inaugurirt wurde; jetzt nennt man sie häufiger il Paseo Nuevo. Die Fahrstraße in der Mitte, wie auch die Reitwege an beiden Seiten, sind schlecht in Stand gehalten, und die vier Reihen Bäume, welche die sehr lange Avenue bilden, sind häßlich und sehen verkrüppelt aus. Es sind da auch einige Fontänen mit geschmacklosen Statuen und auch eine große Reiterstatue aus Bronze, Karl IV. von Spanien, von dem Bildhauer de Manuel Tolsa. Die Mexikaner halten sie für das größte Kunstwerk in der Welt, und es ist wirklich eine treffliche Arbeit. Die Statue ist über fünf Yards hoch, steht auf einem steinernen Piedestal in einem eisernen Gitter. Sie war zuerst auf dem großen Platz aufgestellt, allein da die Regierung ihre Zerstörung durch das Volk befürchtete, so wurde sie zuerst an einen weniger ausgesetzten Ort und endlich 1852 in den Paseo Nuevo gebracht.

Nicht weit von dieser Statue befindet sich die Plaza de Toros, ein kreisförmiges hölzernes Gebäude von sechzig Yards Durchmesser, mit zwei Reihen Logen und sieben Reihen Bänken, amphitheatralisch übereinander, wo zehntausend Menschen sitzen können. Das Gebäude sieht mit seinen vielen Säulen ganz elegant aus. Das erste

Stiergefecht fand schon zu Cortez' Zeiten in Mexiko statt.

Die schöne Welt von Mexiko fährt dort Nachmittags sechs Uhr spazieren. Es ist wirklich eine Karrikatur von Hydepark, denn man sieht kaum einen anständigen Wagen, und viele von ihnen sehen aus, als stammten sie noch aus der Zeit der Eroberung. Die Thiere, welche diese Fuhrwerke ziehen, passen dazu, denn da die Pferde des Landes sich nur höchst ungern einspannen lassen, so gibt man meistens Maulthieren den Vorzug. Obgleich nun die Equipagen keinen Vergleich mit denen im Hydepark oder dem Bois de Boulogne aushalten, so können doch die in diesen Kasten sitzenden Damen den Vergleich mit irgend welchen in der Welt vertragen. Sie erscheinen auf der Promenade stets im Gesellschaftsanzug, mit bloßem Hals und Blumen im Haar.

Die Herren sieht man hier auf ihren schönsten Pferden und in ihrem reichsten Reitkostüm. Wenn sie auf der Straße erscheinen, sehen sie wie europäische Herren aus, aber wenn sie zu Pferde sind, haben sie stets einen eigenthümlichen, reichen und gut kleidenden Anzug. Alle tragen breitkrämpige, mehr oder weniger prächtig mit Gold- und Silberschnüren oder Quasten verzierte Sombreros. Ihre Tuchjacken sind mit gestickten Arabesken und einer großen Menge von silbernen Knöpfen besetzt.

Ueber ihren gewöhnlichen Beinkleidern tragen sie andere, welche nur vom Fuß bis zum Knie reichen; sie sind sehr weit, bedecken den ganzen Fuß und sind reich mit Gold und Silber gestickt. Sie sehen wirklich sehr elegant — zu Pferde aus, allein wenn die Herren abgestiegen waren, erinnerten sie mich immer an die Taubenart, deren Füße mit langen Federn besetzt sind. Die silbernen Sporen sind die größten in der Welt, und haben Räder so groß wie mäßige Untertassen.

Die mexikanischen Pferde sind sehr hübsch, intelligent und dauerhaft, aber ziemlich klein. Sie sind ebenso und noch mehr wie ihre Herren geputzt. Die Sättel sind, ich möchte sagen, das Gegentheil von den englischen, denn sie gleichen mehr einem Stuhl mit ihrem großen Sattelknopf und ihrer Rückenlehne, die mit Silberzieraten bedeckt sind. Hinter dem Sattel ist stets die Serape befestigt, eine Art von langem Plaid, welches beide Geschlechter brauchen. Der mit Silber beschlagene Zaum scheint mir schrecklich grausam, denn die Stange, ein sehr großer eiserner Ring, ist so scharf, daß man damit leicht einem Pferde die Kinnlade zerbrechen kann. Die Zügel sind bunte Seidenschnüre. Hinter dem Sattel hängen von beiden Seiten zottige Ziegenfelle herab, welche die Pistolenhalfter bedecken. Ein Lasso hängt ebenfalls am Sattel. In dieser Ausrüstung erscheinen die mexikanischen Herren

sowohl auf der Promenade wie auf der Reise, und ich muß gestehen, daß sie sehr malerisch aussehen.

Von der Statue Karl's IV. bis zur Barrière am Ende der Promenade ist die Entfernung beinahe zwölfhundert Yards. Die Hauptfontäne ist etwa in der Mitte. Rechts und links von der Avenue sind ziemlich feuchte Wiesen, die als Viehweiden dienen. Es ist schade, daß sie nicht mit Bäumen und Strauchwerk bepflanzt und als Park angelegt sind. Es könnte dafür nirgends ein schönerer Platz gefunden werden, denn nirgends findet man eine schönere Aussicht, wohin das Auge auch blicken mag.

Nach Osten, jenseits der mit schönen Baumgruppen und Villas bedeckten Ebene, sieht man auf Felsen das alte Schloß Chapultepec, von woher das treffliche Trinkwasser kommt, welches durch prachtvolle Aquädukte in die Stadt geleitet wird, die aber in Folge des Bürgerkriegs ziemlich in Verfall gerathen sind.

Gegen Südwesten sieht man auf dem von den Gebirgen gebildeten blauen Hintergrunde mehrere schöne Dörfer, wie Mixcoai „florido“, Padierno und Churubusko „ensangrentados“, San Angel und Coyoacom, — während man, wenn man sich nach Südosten wendet, die Bergriesen Popocatepetl und Ixtaccihuatl bewundert, deren schneeige Häupter durch das blaue Himmelsgewölbe

zu reichen scheinen. Im Westen liegt Mexiko mit seinen hundert Thürmen.

Die Promenade de la Viga ist die Volkspromenade, und wer sich mit dem Geschmack, den Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der mittleren und unteren Klassen von Mexikanern bekannt machen will, wird dort die beste Gelegenheit dazu finden.

Der Kanal de la Viga verbindet die beiden Seen der mexikanischen Ebene, Texoco und Chalco. Das alte Tenochtitlan glich Venedig, denn es wurde von einer großen Menge von Kanälen durchschnitten, welche die eigentlichen Straßen bildeten. Der Kanal de la Viga ist das einzige Ueberbleibsel all' dieses Wassers. Die Promenade läuft den Kanal entlang und ist besonders in den Monaten April und Mai ebenfalls zwischen sechs und sieben Uhr Abends besucht. Sie wird dann besonders belebt durch die große Menge von Leuten, welche sich hier einschiffen, um die benachbarten Dörfer zu besuchen, zu welchem Zwecke stets eine Menge von Indianern geführte Piroguen bereit sind.

Die zwei Lieblingsdörfer sind Santa Anita und Ixtacalco, die am erweiterten Ende des Kanals, etwa eine Legua von Mexiko liegen. Sie sind nur von Indianern bewohnt und haben sich schwerlich seit der Eroberung verändert. Dort sieht man noch die altmexikanischen

„Chinapas“ oder schwimmenden Inseln, auf denen die schönsten Blumen und besten Gemüse gezogen werden. Aehnliche Gärten, hörte ich von einem vielgereisten Freund, sind ebenfalls in der Nähe von Canton in China zu finden.

Alle Bewohner dieser Dörfer haben solche kleine Gärten, von deren Ertrag sie leben. Sie verkaufen jährlich für mehr als zwölftausend Piaster Blumen nach Mexiko. Die Konstruktion dieser fruchtbaren schwimmenden Inseln ist sehr einfach. Die Grundlage ist ein genügend dickes Floß von Rohr, worauf gute Gartenerde gebracht ist. Im Frühling besonders gewähren diese schwimmenden Gärten einen reizenden, originellen Anblick, obwohl sie, wegen der immerwährenden Feuchtigkeit, das ganze Jahr hindurch mit Blumen und Gemüsen bedeckt sind. Es ist ganz überraschend, zu sehen, wie diese Inseln gelegentlich von einem Platz zu einem andern geschafft werden, was sehr einfach dadurch geschieht, daß man sie an einer Pirogue befestigt, welche von zwei Indianern geführt wird.

Vom ersten Sonntag nach Aschermittwoch bis zu Pfingsten sind die Piroguen an der Promenade de la Viga stets gefüllt; manche enthalten fünfzig Personen, die auf dem Rand sitzen, während in der Mitte drei oder vier Musikanten einen musikalischen Lärm machen, der zwar nicht sehr lieblich für das Ohr, aber genügend

für ein oder zwei Paare von Tänzerinnen ist, die den Jarabe, Palama oder andere populäre Tänze ausführen. Alle diese Leute amüsiren sich bei den Indianern mit Essen und Trinken bis Sonnenuntergang, wo sie, Alle mit Rosen und anderen Blumen bekränzt und mit Sträußen beladen, nach der Stadt zurückkehren.

Mexiko hat vier oder fünf Theater, von denen zwei vortrefflich sind. Das Theater Iturbide ist ein schönes Gebäude und würde jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen. Sein Inneres ist nicht nur sehr elegant und geschmackvoll, sondern auch bequem und geräumig. Es enthält mehrere Etagen von Logen mit schönen weißen Säulen, welche mit Guirlanden von goldenen Blumen verziert sind, und hinter diesen Logen sind große Salons und andere mit allem Toilettencomfort versehene Räume, denn die Damen erscheinen stets in großem Putz, und das helle Licht von einem prachtvollen Krystallleuchter gestattet es, sie zu sehen und zu bewundern.

Unter den vielen Plätzen der mexikanischen Hauptstadt ist der Waffenplatz der größte und schönste, denn er ist von den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt umgeben. Er ist ein großes Parallelogramm mit einer Laternensäule in der Mitte, innerhalb eines von zwei Reihen Bäumen gebildeten quadratförmigen Spazierganges. Der Platz ist ganz gepflastert und ziemlich reinlich gehalten.

An seiner Nordseite steht die Kathedrale von Mexiko, genau auf derselben Stelle, wo der Teokalli oder Tempel des Vitzliputzli — oder vielmehr Huitzilopotchli — des Kriegsgottes der Azteken stand. Sie wurde 1573 auf Befehl Philipp's II. angefangen und erst 1657 vollendet. Sie ist von großen Porphyrquadern erbaut, steht auf einer Estrade und ist von einem Gang umgeben, welcher von zwei Yards hohen Säulen gebildet ist, die durch Ketten verbunden sind. In einiger Entfernung von diesen Säulen stehen schöne Bäume.

Auf zwei Ecken dieses Kettensäulenganges, gewöhnlich nur Cadenas genannt, stehen auf einem fünf Yards hohen Piedestale je vier Todtenköpfe um ein Kreuz, um dessen Fuß sich eine Schlange windet.

Ich kann keine genaue Beschreibung dieses imponirenden Gebäudes geben, da ich nicht viel von Architektur verstehe. Der Styl, in welchem die Kathedrale gebaut ist, scheint ein gemischter zu sein. Dorische und jonische Säulen sind an den beiden viereckigen Thürmen abwechselnd angebracht. Diese Thürme sind dreiundsiebenzig Yards hoch und haben eine glockenförmige Spitze, auf der ein Kreuz steht. Die nach dem Süden gerichtete Front hat drei Eingänge, welche mit Statuen und halb erhabenen Figuren verziert sind.

An einer Seite eines der Thürme ist eine merkwür-

dige Reliquie aztekischer Wissenschaft, ein riesiger Sonnenkalender, der vierzehn Yards im Umfang hat. Er ist von einem Stein gemacht, und es befinden sich darauf eine Menge symbolischer Figuren. Diese interessante Antiquität wurde 1790 in der Erde vergraben gefunden.

In den Thürmen hängen achtundvierzig Glocken, von denen die größte sechs Yards hoch ist und Santa Maria de Guadelupe heißt.

Das Innere der Kathedrale besteht aus fünf Schiffen, von denen zwei geschlossen und drei offen sind. Die hohen und kühnen Gewölbe ruhen auf großen Bündeln von jonischen Säulen. In der Kirche befinden sich vierzehn geschlossene Kapellen und sechs Altäre außer dem Hauptaltar, welcher im Mittelpunkt steht. Man gelangt von allen Seiten auf sieben Stufen zu demselben, und er ist von einer Balustrade von Tomback eingefaßt, auf welcher zweiundsechzig Statuen von demselben Metall stehen, die in ihren Händen Kandelaber halten, auf welchen Wachskerzen stecken. Diese Balustrade und ähnliche Arbeiten in der Kathedrale wurden in Makao in China angefertigt. Der Hauptaltar erhebt sich beinahe bis an die Decke.

Es ist schade, daß die schönen Verhältnisse dieser Kathedrale durch so viele kleine Kapellen und Zwischenabtheilungen gestört sind und ebenso durch angestrichene

hölzerne Statuen von Heiligen rc. und anderen flittrigen Zieraten.

Die Zieraten des Hauptaltars sind indessen keineswegs Flitterstaat; die meisten derselben sind von massivem Gold gemacht, und viele sind mit Diamanten, Rubinen, Saphiren u. s. w. besetzt. Ein goldenes Gefäß ist mit 1676 Diamanten geschmückt; ein anderes, ein Yard hoch und 88 Mark schwer, hat auf einer Seite 5872 Diamanten und auf einer andern 2653 Smaragde, 44 Rubine, 8 Saphire u. s. w. Der Werth dieses Altars muß ungeheuer sein, und ich wundere mich nur, daß die verschiedenen revolutionären Regierungen, welche sehr oft in Geldnoth waren, nicht häufiger von der Kirche borgten. Eine goldene Statue, welche 6984 goldene Castellanos wog (alte Münzen) und mit Edelsteinen besetzt war, fand indessen ihr Ende in einem Schmelztiegel.

Dicht neben der Kathedrale und ihren Eindruck störend steht die alte Pfarrkirche von Mexiko, das Sagrario genannt. Auf dem Flecke stand die älteste Kirche in Mexiko, welche abbrannte und gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts im Rococostyl wieder aufgebaut wurde, — den man in Deutschland den Zopfstyl zu nennen pflegt. Die Fassade ist übrigens sehr hübsch und sorgfältig gearbeitet, allein durch die Statuen schauderhaft häßlicher Heiligen verunstaltet.

Der Kathedrale gegenüber und die Südseite des Waffenplatzes bildend steht das Rathhaus oder Disputacion. Das alte Gebäude wurde in einem durch Hungersnoth hervorgerufenen Auflauf zerstört. Der Vizekönig hatte allen Mais von überall her aufgekauft, wie es hieß, um ihn an das Volk zu vertheilen; allein das ungläubige Volk sagte, um ihn zu hohem Preis zu seinem Vortheil zu verkaufen. Der durch diesen Auflauf verursachte Schaden wurde auf drei Millionen Piaster geschätzt. Das neue Gebäude ist ein schönes solides Bauwerk von zwei Stockwerken, mit Arkaden zu ebener Erde und Balkonen vor jedem Fenster in der Beletage.

Die dritte Seite des Platzes ist vom Nationalpalast eingenommen, welcher die offizielle Dienstwohnung der Vizekönige und auch des Kaisers Iturbide war. Er ist ein besonderer Schmuck für den schönen Platz.

Die ihm gegenüberliegende vierte Seite ist durch die elegantesten Läden Mexikos und durch Kaffeehäuser und Restaurationen gebildet.

Eines der schönsten Gebäude in Mexiko ist die Bergbauschule — el Colegio de Mineria —, die aus grünem Porphyr erbaut ist. Mexikaner bewundern auch sehr das Haus Iturbide's, so genannt, weil dieser General hier wohnte, als es in einer schönen Sommernacht — 18. Mai 1822 — einem Sergeanten einfiel, General Iturbide als

Kaiser von Mexiko auszurufen. Das Volk nahm diesen Ruf auf, und der General hatte nichts dagegen, den Thron Montezuma's einzunehmen. Er wurde am 21. Juli als Kaiser Augustin I. gekrönt. Verschiedene europäische Prinzen, denen diese gefährliche Krone angeboten war, hatten sie abgelehnt.

General Santa Anna, ein sehr ehrgeiziger und ränkevoller Mann, der ein großer Favorit Iturbide's gewesen war, fiel von ihm ab und stellte sich an die Spitze eines Aufstandes, in Folge dessen der neue Kaiser im Jahre 1823 mit seiner Familie nach Europa zu fliehen hatte. Sich auf seine Popularität verlassend, kehrte er im Sommer 1824 zurück, wurde gefangen genommen und erschossen. Sein Name ist indessen noch immer populär, und viele Plätze und Etablissements in Mexiko führen denselben.

Das Haus, in welchem er wohnte und welches im Rococostyl gebaut ist, ist nun ein Hotel und von seinem thätigen Besitzer „Hotel Iturbide“ genannt worden.

Ich erwähnte bereits die Aquädukte, welche gutes Wasser von zwei verschiedenen Richtungen herbringen. Zum Trinken wird es stets durch Eis gekühlt wie in den Vereinigten Staaten, und die mexikanischen Gebirge, besonders der Popocatepetl, liefern eine Masse dieses noth-

wendigen Materials. Große Quantitäten werden davon auch aus Nordamerika eingeführt.

Am Ende des Aquäduktes von Belea, welcher von dem unerschöpflichen Bassin von Chapultepec kommt, ist im Rococostyl ein Brunnen gebaut worden, welcher Salto del Agua heißt. Er ist merkwürdiger als hübsch, und keineswegs verschönert durch zwei häßliche weibliche sitzende Figuren. In der Mitte ist in erhabener Arbeit das Wappen von Mexiko, wie es die spanischen Könige gern gehabt hätten. Es ist ein europäischer Adler mit einem Kreuz auf der Brust, der ein Schild mit Waffen ringsum hält. Die Republik hat jedoch den altaztekischen, auf einem Kaktus sitzenden Adler angenommen.

Interessanter als das Bauwerk ist das Leben um diesen Brunnen, und unter der dort sich umhertreibenden Menge nehmen die „Aguaderos“ oder Wasserträger den hervorragendsten Platz ein. Sie füllen das Wasser in große, kugelförmige irdene Gefäße mit Henkeln, welche sie vermittelst Riemen tragen, die entweder auf ihren Schultern oder auch auf ihren Stirnen ruhen. Ihr Geschrei „agua“ hört man stets. Sie füllen das Wasser in große steinerne Filter, welche überall angebracht sind.

Ich will hier erwähnen, daß fast in jedem Hause Badezimmer sind und daß es ebenfalls viele öffentliche Bäder gibt. Die mexikanischen Damen baden gewöhnlich,

wenn sie von ihrem Spaziergang in der Alameda zurückkehren, und nachher kann man sie auf den Terrassen ihrer Häuser umhergehen sehen, um ihr meistens reiches, langes Haar zu trocknen, welches wie ein Mantel um sie herum hängt.

Einige der Klöster möchten auch wohl eine Beschreibung verdienen, allein die Architektur langweilt mich.

Interessant ist ein Besuch im Nationalmuseum wegen der indianischen Alterthümer. Ich wage mich nicht an eine Beschreibung und Erklärung all' der merkwürdig häßlichen, hier gesammelten Götzenbilder. Die meisten dieser Statuen erinnern mich an die egyptischen, wie man sie im Museum in London und im Louvre sieht, während andere Dinge wieder an diejenigen erinnern, die man in chinesischen Kuriositätensammlungen findet. Diese Alterthümer machen uns mit vielen Gebräuchen und dem häuslichen Leben der Azteken bekannt, und ich bin versichert, daß, wenn irgend eine kompetente Person die Erde halb so sorgfältig durchsuchen würde, als es in Italien und Griechenland geschehen ist, Dinge gefunden werden würden, welche hinlängliche Kunde in Bezug auf die Geschichte des Landes geben möchten, die, wie früher bemerkt, sehr unvollkommen bekannt ist, Dank der einfältigen Handlungsweise des ersten Erzbischofs.

Wenn man die vielen in diesem Museum gesammelten

Dinge betrachtet und die Arbeit bewundert und die feine Politur außerordentlich harter Substanzen, so fragt man verwundert nach den Mitteln, durch welche es fertig gebracht wurde, da die Azteken weder Stahl noch Eisen kannten, obwohl sie Ueberfluß an Kupfer, Silber, Gold, Zinn und Blei hatten. Die Silber- und Goldarbeiten der Azteken sind wirklich merkwürdig. Sie verstanden auch die Kunst des Emaillirens.

Unter den vielen interessanten Kleinigkeiten fiel mir eine Art von Schmuck auf, der wie ein kleiner Sombrero aussieht und von Obsidian gemacht ist, und ich war sehr erstaunt zu hören, daß es eine Art militärischer Dekoration war. Es ist Tentetl (Lippenstein) genannt, weil es in der Unterlippe getragen wurde, wohl in derselben Art, wie ich es auf Bildern sah, auf welchen einige südamerikanische Indianerstämme dargestellt waren. Diese Dekoration wurde Kriegern ertheilt — die nicht Feinde getödtet, sondern sie zu Gefangenen gemacht hatten, wahrscheinlich um das Abschlachten den Priestern zu überlassen. In einigen dieser Tentetls waren kleine Büschel von glänzenden Kolibrifedern befestigt; dieß war wahrscheinlich eine höhere Klasse des Ordens, gleich der Schleife, dem Eichenlaub, den Schwertern u. s. w., welche die verschiedenen Stufen preußischer Orden andeuten. Alle Diener der

mexikanischen Kaiser genossen den Vorzug, solche Tentetls von Bergkrystall zu tragen.

Da ich kein Kloster der Stadt erwähnt habe, so will ich diese Nachlässigkeit dadurch gut machen, daß ich weitläufiger von dem allerheiligsten Ort im ganzen Reiche rede, welcher eine Legua von Mexiko entfernt ist; es ist das „Sanctuario de Guadelupe“. Ehe ich es beschreibe, muß ich erst das Wunder angeben, dem es seinen Ursprung verdankt.

Ich erwähnte schon früher beiläufig, welche Mittel die Conquistadores anwandten, die indianischen Heiden von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen, und viele Indianer, obgleich sie nicht alle Mysterien der Religion begriffen, fanden es nicht schwierig, ihre häßlichen Götzenbilder für die heilige Jungfrau und die Heiligen umzutauschen, deren Bilder weit verlockender aussahen.

Im Jahr 1531, zehn Jahre nach der Eroberung, lebte in dem Dorfe Tolpetlac ein neubekehrter Indianer, welcher in der Taufe den Namen Juan Diego erhalten hatte. Er war ein guter Mann und ging häufig nach Santiago Tlaltiluclo, wo die Franziskaner das Christenthum lehrten. Als er einstmals einen Bergrücken überstieg, der am See Texcoco in einen Punkt endet, der „die Nase des Berges“ heißt, oder auf spanisch Nariz del cerro, oder auf indianisch Tepetlyecaczol, hörte er eine wunderbar

schöne Musik, wie er sie noch nie weder unter den Spaniern, noch unter seinen eigenen Landsleuten gehört hatte. Als er sich erstaunt umsah, erblickte er plötzlich einen Regenbogen, der weit glänzender war, als er jemals gesehen, und eingeschlossen von demselben in der Mitte einer weißen durchsichtigen Wolke stand eine sanft blickende, schöne Frau, angezogen wie eine Dame vom Hofe seines frühern heidnischen Kaisers. Der arme unwissende Mensch hatte keine Ahnung davon, wer sie sein möchte, aber er fürchtete sich nicht, und als er näher auf sie zuschritt, sagte sie ihm, daß sie die Mutter Gottes sei und die Erbauung eines ihr geweihten Tempels auf der Stelle da wünsche, wobei sie ihren Schutz all' Denen versprach, die dort beten würden, und befahl Juan Diego, dem Bischof zu berichten, was er gesehen und gehört hatte.

Don Fray Juan de Zumarraga, ein Franziskaner und Bischof von Mexiko, wollte die Geschichte nicht glauben und schickte den Indianer fort. Die heilige Jungfrau war aber damit nicht zufrieden und erschien demselben noch dreimal.

Sehr beunruhigt und doch nicht dreist genug, nochmals zum Bischof zu gehen, beschloß er, sich einem Beichtvater anzuvertrauen, den er auch wegen seines Onkels Juan Bernardino konsultiren wollte, der gefährlich krank war.

Besorgt, daß ihm die Mutter Gottes wieder erscheinen möchte, ging er einen andern Weg; allein an einer Stelle, die noch zu erkennen ist — was ziemlich seltsam erscheint — an einem Schwefelgeruch und einer Quelle, die auch nach diesem verdächtigen Mineral schmeckt, erschien sie ihm zum fünften Mal, sagte ihm, daß sein Onkel ganz gesund sei und befahl ihm, auf dem Gipfel des Berges Blumen zu pflücken, die er dem Bischof als ein Zeichen bringen solle, daß Alles, was er gesagt habe, wahr sei.

Auf diesem Gebirge wuchsen aber bekanntermaßen nichts als Disteln und Dornen, allein als der Indianer dort hin ging, fand er die schönsten, frischesten und wohlriechendsten Blumen, die er in sein Talma band und womit er zum Bischof ging.

Als dieser Herr hörte, welche Botschaft der Indianer habe, kam er sogleich eifrig gelaufen, und einige Priester liefen ihm ebenso eifrig nach. Juan Diego erzählte sein Abenteuer in aller Einfalt, und als er die Enden seines Talmas aufband, um die Blumen zu zeigen, — siehe da! stürzten der Bischof und alle die Priester wie vom Blitz erschlagen auf die Kniee, denn auf der Ayate des glückseligen Indianers war das Bildniß der heiligen Jungfrau in derselben Weise aufgedrückt, wie das Gesicht unseres Heilands auf den verschiedenen Taschentüchern der heiligen Veronika.

Natürlich, nun waren alle Zweifel gehoben; das Wunder war augenscheinlich. Es geschah am 12. Dezember 1531, zehn Jahre und vier Monate nach der Eroberung, unter dem Pontifikat von Clemens VII. und der Regierung Kaiser Karl's V.

Was mir besonders wunderbar erscheint, ist, daß auf der himmlischen Malerei die Mutter Gottes nicht nur in indianischer Kleidung, sondern auch mit indianischen Zügen und indianischem Teint dargestellt ist, obgleich ich mich eigentlich nicht wundern sollte, da ich weiß, daß sie in Afrika als Negerin erscheint, und ich selbst in Rom eine Mutter Gottes mit einem schwarzen Gesicht gesehen habe.

Als der Bischof von seiner Bestürzung sich erholte, überhäufte er den gesegneten Indianer mit Komplimenten und ging aus, die Plätze zu besichtigen, welche durch die Erscheinungen geheiligt waren. Er nahm das Wunderbild in sein Haus und brachte es erst nach einigen Tagen in die Kathedrale.

Dieses Bild ist, wahrscheinlich von einem Engel, auf Zeug gemalt, welches von den Fasern einer mexikanischen Pflanze von Indianern gewebt ist; die heilige Jungfrau trägt eine vom Hals bis auf die Füße reichende Tunika von einem Wollenstoff, und ihr Kopf ist durch eine Manto bedeckt, kurz, das Kostüm einer vornehmen und reichen aztekischen Dame. Ihre Gesichtsfarbe ist braun, ihr Haar

schwarz, ihr Ausdruck liebenswürdig, bescheiden und offen. Dieses Wunderbild wird die „kreolische Jungfrau“ genannt.

Gehorsam dem Befehl der „Mutter Gottes“ errichtete der Bischof zuerst eine Einsiedelei von Adobes (in der Luft getrocknete ungebrannte Lehmsteine), wohin das Wunderbild im Jahr 1533 gebracht wurde. Juan Diego baute sich ein kleines Haus dicht dabei und starb siebenzehn Jahre später im Alter von vierundsiebenzig Jahren. Sein Onkel starb sechsundachtzig Jahre alt und wurde in der Kapelle begraben.

Diese Kapelle wurde 1622 durch ein würdigeres Gebäude ersetzt, welches 800,000 Piaster kostete, und die vielen Wallfahrer waren so freigebig, daß das Heiligthum bald in reicherer Weise geschmückt werden konnte, als selbst der Hauptaltar in der Kathedrale. Manche der Kostbarkeiten hatten indessen während der Kriege in den Schmelztiegel zu wandern. Die nun am Fuß der noch immer unfruchtbaren, kahlen Berge stehende Kathedrale ist ein weitläufiges Gebäude mit sechs Thürmen. Höher den Hügel hinauf, an der Stelle, wo die heilige Jungfrau zuerst erschien, wurde auch eine Kapelle gebaut, welche del Ceritta heißt, und um das Santtuarium herum ist ein Ort entstanden, welcher seit der Unabhängigkeitserklärung zur Stadt erhoben wurde.

Die höhern Klassen verrichten im Sanktuarium am 12. jedes Monats ihre Andacht, aber der 12. Dezember ist der Tag des großen Festes, an welchem das Oberhaupt der Regierung und alle Staatsautoritäten theilnehmen. Es wird mit einer Pracht gefeiert, die kaum in Rom übertroffen ist. Die Indianer halten noch ein anderes, besonderes Fest, an dem sie altindianische Tänze tanzen und viele Unordnungen stattfinden.

Im Jahr 1821 stiftete hier Kaiser Iturbide den mexikanischen Orden von Guadelupe, welcher für einige Zeit abgeschafft, aber 1853 von Santa Anna wieder hergestellt wurde. Es ist dieß der höchste mexikanische Orden, und Salm war nicht wenig stolz, als er ihn in Queretaro von Kaiser Maximilian erhielt.

Es sind mit Guadelupe verschiedene Reminiszenzen aus der mexikanischen Geschichte verknüpft, aber ich kann mich nicht genau erinnern welche, und will nur anführen, daß hier am 2. Februar 1848 der Frieden mit den Vereinigten Staaten geschlossen wurde.

Als ich von der neuen Promenade Chapultepec sah, wurde meine Neugierde rege und um so mehr, als Kaiser Maximilian und Kaiserin Charlotte eine besondere Vorliebe für diesen Ort zu haben schienen, der einst die Residenz der Vizekönige war. Die blutsaugenden Vizekönige waren von dort verschwunden, allein es scheint, daß sie

eine Legion von nicht weniger blutdürstigen, kleinen Stellvertretern zurückließen, welche selbst das kaiserliche Blut Habsburgs in so wüthender Weise angriffen, daß das kaiserliche Paar in der ersten Nacht, welche es in Chapultepec zubrachte, vor ihnen die Flucht ergreifen und die Betten auf die offene Terrasse stellen lassen mußte.

Der Palast ist ein langes, schmales, häßliches Gebäude, welches auf einem kahlen Hügel liegt und von Befestigungswerken umgeben ist, durch welche eine sehr niedrige, elende Treppe führt. Der Kaiser etablirte sich indessen in einem Pavillon, der an der äußersten Kante des Felsens steht und nur ein paar Zimmer enthält, von wo man aber eine entzückende Aussicht hat. Das ganze Thal von Mexiko liegt vor uns, jedes Haus in der Stadt kann bestimmt gesehen werden, denn Chapultepec erreicht man zu Wagen von Mexiko in einer halben Stunde. Die Kathedrale von Guadelupe, die sich an die Hügelkette von Tepeyahac lehnt, ist auch in all' ihrer Herrlichkeit vor uns.

Der kahle Felsen, auf welchem das Schloß der Vizekönige erbaut wurde, ist von einem natürlichen Park umgeben, wie er in der ganzen, weiten Welt nicht zu finden ist. Was sind dagegen der Centralpark in New-York, Regentspark in London, das Bois de Boulogne in Paris, der bieberichwer Park am Rhein, der Prater in Wien, — ja selbst der Stolz Berlins, der Thiergarten, —

was sind sie alle im Vergleich mit diesem ehrwürdigen und köstlichen Fleck mit seinen Ahunhuntesbäumen, welche dort schon im goldenen Zeitalter Mexikos standen, als noch der wohlwollende Quatzalcoatl, der Gott der Luft, unter dem sanften Volk der Tolteken lebte! Unter dem Schatten dieser Laubgewölbe fühlte sich selbst der blutige Cortez an der Seite seiner Zauberin Malitzin besänftigt. Dort sind noch die Wasserbecken, in denen sich die vielen schönen indianischen Frauen Montezuma's badeten. Tritt man in diesen Tempel der Natur, dann läuft ein angenehmer Schauer über den ganzen Körper und man wagt kaum laut zu sprechen.

Von dem smaragdgrünen Boden steigen die riesigen Ahunhuntes empor, eine Art von Cypresse, deren ungeheure Aeste sich weit ausstrecken und wie die europäischen Fichten nach unten hängen. Sie stehen meist auf einem von seltsam verschlungenen Wurzeln gebildeten Piedestal, aus dem seilartige dicke Stämme emporschießen, die sich wie in einem Kabel, nur unregelmäßiger, umeinander winden und so fremdartig aussehende Stämme bilden, die einen Umfang von wenigstens zwölf oder fünfzehn Yards haben. Es ist, als ob das Grün ihres Laubes für ihr ehrwürdiges Alter nicht passend gehalten würde, denn sie sind bis zu ihren Gipfeln mit seidenartigen, silbergrauen

Parasitpflanzen bedeckt, welche in Masse in leicht gekräuselten Locken herunterhängen.

Die ernste Einförmigkeit dieser grauen und grünen Färbung wird hin und wieder angenehm unterbrochen durch andere Bäume mit lichtgrünem Laube und hängenden gelben Blüten, traubenähnlichen rosarothen Früchten und wunderschön gefärbten Schmetterlingen und Vögeln, unter denen das Juwel des beflügelten Geschlechtes, der süße Kolibri.

Derselbe kommt auch in Nordamerika vor und selbst so weit nördlich wie New-York. Ich hatte indessen niemals eine bessere Gelegenheit, diese reizenden kleinen Geschöpfe mehr zu beobachten und zu bewundern, als in Washington. Dort steht im Kapitolgarten, dicht an einer der Hauptalleen, eine rothblühende, eigenthümliche Art von Kastanienbaum, der unter Ornithologen förmlich berühmt ist, und ich hörte, daß ein englischer Naturforscher erklärte, dieser Baum allein sei eine Reise nach Amerika werth.

Der Saft der rothen Kastanienblüte muß besonders süß und anziehend sein, denn wenn der Baum blüht, ist er von Kolibris wie von Bienen umschwärmt. Auf einer Bank gegenüber dem Baum sitzend habe ich ihnen stundenlang zugesehen. Wenn sie mit ihren langen Zungen den Nektar aus einer Blüte trinken, benehmen sie sich

in derselben Weise wie die Dämmerungsfalter, die man an Sommerabenden vor den Blumen schweben sieht, als seien sie fest in der Luft.

Die Bewegung der kleinen Flügel ist so schnell, daß man sie gar nicht sieht und sich wundert, wie das kleine funkelnde Ding es anfängt, so in der Luft zu hängen. Hat der Kolibri eine Blüte ihrer Süßigkeit beraubt, so schießt er schnell wie ein Blitz davon, eine andere zu küssen. Ich sehe die Thierchen am liebsten, wenn sie auf einem Zweige ausruhen und ihre kleinen Federn putzen. Sie sind so zutraulich und fürchten Menschen so wenig, daß es leicht sein würde, sie mit einem Schmetterlingsnetz zu fangen, ein Ding, welches ich glücklicherweise in ganz Amerika nicht gesehen habe, denn junge Herren von zehn oder zwölf Jahren haben dort ernsthaftere Beschäftigungen als Schmetterlingsfangen! Sie fangen schon an die Cour zu machen und lernen Tabak kauen.

Die Negerjungen fangen manchmal die armen Kolibris, wenn sie sich in den tiefen Kelch einer großen Blume wagen, indem sie heranschleichen und die Oeffnung zuhalten.

Ich will jetzt nicht all' die schönen Orte um Mexiko beschreiben, sondern das gelegentlich thun.

Das Innere mexikanischer Häuser ist angenehmer und hübscher als ihr Aeußeres. Eine Treppe führt zu einer

offenen Galerie, welche den Hof umgibt. Sie ist mit Blumen geschmückt und mit Matten und Bänken versehen. Von hier gelangt man in alle Zimmer. Die Salons in den Häusern reicher Leute sind oft brillant möblirt, obwohl nicht immer geschmackvoll. Die Mexikaner lieben Vergoldungen sehr und haben häufig vergoldete Tische und andere Möbel. In den Schlafzimmern sind nur die Betten empfehlenswerth, denn sie sind sehr breit und meistens von Eisen, welches wegen des Ungeziefers nothwendig ist; alle anderen Einrichtungen sind sehr primitiv und der Luxus der Reinlichkeit ist nicht sehr geschätzt. Die Betttücher sind meistens Baumwollenzeug und dasselbe ist der Fall mit Tischtüchern und Servietten, deren jämmerliche Beschaffenheit oft einen seltsamen Kontrast mit den reichen Möbeln und Tafelgeschirr bildet.

Obwohl die Mexikaner ein faules Volk sind, so stehen sie doch früh auf. Die Herren machen ihren Morgenritt, und die Damen gehen in die Kirche und von dort in die Alameda. Das ist auch die einzige Gelegenheit, bei welcher sie zu Fuß in den Straßen erscheinen. Nach Hause zurückgekehrt, nehmen sie ein Bad und machen ihre Toilette. Sie lunchen zwischen Zwölf und Eins. Die Mexikaner sind sehr mäßig und diese gute Eigenschaft muß man auch bei den Herren anerkennen. Sie trinken wenig, weder Branntwein, noch Wein oder Bier, allein Pulque

erscheint überall auf dem Tisch. Sie leben meistentheils sehr regelmäßig und anständig, aber Spielen ist die Leidenschaft Vieler.

Die Männer sind gewöhnlich klein und zart gebaut, aber sie sind wohl gebildet und haben außerordentlich kleine Hände und Füße. Sie sind sehr höflich, zurückhaltend und vorsichtig, als ob sie stets gegen Betrug auf der Hut wären. Sie haben auch gute Gründe dazu, denn Mexikaner sind nicht zuverlässig. Sie versprechen leicht, sind stets mit Worten zu euern Diensten, aber man kann ihnen nicht trauen. Fünfzig Jahre Bürgerkriege würden selbst bessere Leute als die Nachkommen von Cortez' Räuberbande demoralisiren. Sie lieben das Geld und haben nicht die allermindesten Bedenken in Bezug auf die Mittel, es zu bekommen, und die Republik so viel als immer möglich zu bestehlen, wird mehr als ein Verdienst denn als eine Sünde betrachtet. Wer eine hohe Stellung erlangt, benutzt sie zu diesem Zweck.

Obgleich habsüchtig und geizig in diesem Sinne, sind sie doch manchmal freigebig und verschwenderisch, wie das bei Spielern meistens der Fall ist. Im Allgemeinen sind sie sehr gastfrei und auf ihrem Mittagstisch sind stets ein paar Couverts für Gäste aufgelegt, die kommen könnten. So frugal sie auch gewöhnlich sind, so findet man doch

ihre Tische mit allem Möglichen überladen, wenn sie Gesellschaften geben.

Die Damen sind sehr hübsch und zeichnen sich durch die Fülle ihrer schwarzen Haare aus, durch ihre großen, schwarzen, melancholischen Augen und kleinen Hände und Füße. In ihren Bewegungen sind sie sehr graziös, aber meistens sehr zart. Sie heirathen sehr früh, manchmal mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, und haben gewöhnlich viele Kinder. Es ist nichts Seltenes, eine Mutter mit einem Dutzend und mehr zu sehen. Die Kinder sind sehr schwächlich und viele sterben jung. Sie sind sehr ruhig und artig und ich sah sie niemals sich umherbalgen oder zanken, wie das gesunde Kinder in andern Ländern thun. Die Mütter nähren ihre Kinder gewöhnlich selbst und haben sie sehr lieb, erziehen sie aber in sehr unverständiger Weise. Sie behandeln sie wie Puppen, und sie hübsch anzuziehen scheint ihre Hauptsorge. Die Kinder sind sehr intelligent und machen schnelle Fortschritte, allein nur bis zu ihrem zehnten oder zwölften Jahr. Nach demselben machen sie in ihrer intellektuellen Entwicklung keine Fortschritte mehr.

Das Familienleben in Mexiko ist ziemlich angenehm. Mann und Frau sieht man stets beisammen und sie leben meist zu Hause im Kreise ihrer Verwandten. Eltern trennen sich ungern von ihren Töchtern, und heirathen

dieselben, so ist es durchaus nichts Seltenes, daß deren Männer sich in dem Hause der Schwiegereltern etabliren und auf deren Kosten leben.

Die Damen sind außerordentlich unwissend. Sie lesen kein anderes Buch, als ihr Gebetbuch und sind kaum im Stande, ihre gewöhnlichen Briefe zu schreiben. Sie können keine andere Sprache, als die spanische, und von Geschichte oder Geographie haben sie gar keinen Begriff. Daß Paris die Hauptstadt Frankreichs sei, wußten sie schon vor Ankunft der Franzosen, und von London hatten sie auch gehört, denn von diesen Städten kamen ihre Kleider, Möbeln und andere Luxusgegenstände. Von Rom würden sie nichts wissen, wenn der Papst nicht dort residirte, und das ist auch das Einzige, was sie davon wissen. Sie lieben indessen Musik und Gesang und haben Talent und hübsche Stimmen. Manche Damen spielen sehr hübsch Piano.

Nicht in allen Häusern hat man regelmäßige Mittagessen. Sind sie hungrig, so essen sie ein einfaches Gericht oder trinken eine Tasse Chokolade, die sehr gut, aber mit Zimmt vermischt ist. Es wächst in Mexiko vorzüglicher Kaffee, aber man versteht ihn nicht zu bereiten.

Um sechs Uhr fahren die Damen auf die Promenade und dann in die Oper, wo sie ihre auf's Beste aufgeputzten jungen Töchter mitnehmen. Ist keine Oper, dann

bleiben sie zu Hause und amüsiren sich mit Kartenspielen oder Musiziren. Die jungen Leute kommen auch zu einem „Hop" zusammen oder zu einer Tertulla, wie eine solche Tanzgesellschaft in Mexiko genannt wird.

Obwohl in Mexiko unter den acht Millionen Einwohnern etwa eine halbe Million Neger sind, so sieht man kaum irgend welche in der Stadt. Die Hausdiener sind Indianer, meistens junge Mädchen, die sehr freundlich und familiär behandelt werden. Sie sind sehr geschickt in Handarbeiten und manche unter ihnen sticken sehr hübsch.

Mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Landes sind Indianer. Diejenigen, welche in dem Plateau von Mexiko und dessen Nähe wohnen, sind Abkömmlinge der Azteken, welche vor dreihundert Jahren die Spanier durch ihre Civilisation in Erstaunen setzten, die, wie Viele behaupten, weiter vorgeschritten war, wie selbst die der alten Egypter. Die Eroberer, welche Wilde anzutreffen erwarteten, sahen in ihrer üppigen Stadt herrliche Bauwerke, geschmückt mit Kunstgegenständen, und eine sehr entwickelte Industrie. Obwohl unbekannt mit Eisen und Stahl, verstanden sie es doch, die härtesten Steine zu schneiden, und ihre Gold- und Silberarbeiten werden noch heute bewundert. Ihre Kleider waren fein und in manchen Wissenschaften waren sie ebenso weit wie die meisten der rohen Spanier, die herüberkamen, ihre Gastfreundschaft zu verrathen.

Was ist aus diesem intelligenten, fleißigen Volke geworden! Die Art, wie die Engländer die Indianer Nordamerikas behandelten, schlecht wie sie war, mag wenigstens einigermaßen mit der Hartnäckigkeit entschuldigt werden, mit welcher dieselben alle Versuche, sie zu civilisiren, zurückwiesen, aber die Azteken waren keine Wilden, und wenn ihre Priester grausam waren, so waren sie es nicht mehr wie die fanatischen christlichen Priester, welche, anstatt ihre Religion der Liebe zu lehren, sie für das Unglück ihrer religiösen Irrthümer damit straften, daß sie die Aermsten in Masse verbrannten und sie schlechter behandelten wie wilde Thiere.

Tyrannei und Sklaverei haben überall dieselbe erniedrigende Wirkung, wovon die Geschichte so viele Beispiele liefert, daß es überflüssig sein würde, welche anzuführen, während Freiheit überall die Mutter der Industrie und des Fortschrittes ist.

Verfolgt und unterdrückt, wie die Indianer waren, flohen sie in die Wälder, wo sie nicht von der erobernden Rasse belästigt wurden, wo sie aber auch aller Erziehungsmittel beraubt waren. Ihre Kinder wuchsen in Unwissenheit auf, und selbst ihre mechanische Geschicklichkeit verlor sich größtentheils im Laufe der Zeit. Sie waren zufrieden, ihr Leben zu fristen, und da die gütige Natur sie dazu leicht die Mittel finden ließ, so sanken sie

immer tiefer und tiefer. Kein Wunder, daß sie scheu und mißtrauisch sind, besonders gegen die Herren ihres Landes; denn wo sie gütig behandelt werden, zeigen sie ein sehr gutes Herz, sind treu und liebevoll und lernbegierig.

Dieser Wunsch nach Belehrung ist selten befriedigt, denn die selbst unwissenden Europäer waren vollkommen damit zufrieden, die Indianer als Arbeitsthiere zu gebrauchen. Sie sahen sie niemals als irgendwie berechtigt und am allerwenigsten als Brüder an, wie ihre Religion es verlangte. Selbst nicht die Priester, die unter ihnen lebten, nahmen sich die Mühe, ihren Geist zu erleuchten; sie begnügten sich damit, ihnen den mechanischen Theil ihrer Religion beizubringen und Christen dem Namen nach aus ihnen zu machen.

Als die Eroberer sich über das Land ausbreiteten, konnten sich die Indianer nicht gänzlich fern von ihnen halten, besonders in der Nähe der Städte. Durch diesen Kontakt wurde unter ihnen eine neue Art von Civilisation geschaffen. Sie lernten bald den Werth des Geldes kennen, und da sie gewahr wurden, daß sie welches gewinnen konnten, indem sie ihre Dienste oder die Produkte ihres Bodens ihren faulen Herren verkauften, so benutzten sie die Gelegenheit, und wir sehen sie überall in Mexiko mit allen Arten des Kleinhandels beschäftigt. Sie sind

in der That die Versorger von Mexiko und kommen dorthin meilenweit her, um ihre Früchte, oder Geflügel, oder andere Produkte ihrer kleinen Industrie zu verkaufen.

Die Weiber arbeiten mehr als die Männer, und neben einer schweren Ladung noch mit ihren Kindern auf dem Rücken, stets im kurzen Trab laufend, kann man sie auf allen Landstraßen sehen. — Ihr Anzug ist sehr einfach. Ein Stück blaues Baumwollenzeug ist um ihre Taille gewunden und fällt auf die Füße herab. Ihre Schultern und Brust sind durch ein baumwollenes Tuch von anderer Farbe bedeckt, in dessen Mitte ein Loch ist, wodurch der Kopf gesteckt wird. In Tyrol habe ich Stücke Teppich in derselben Weise benutzen gesehen.

Der Anzug der Männer ist noch unvollkommener. Um die Taille haben sie ein Leder befestigt, welches sie so binden, daß es eine Art von kurzem Beinkleid bildet. Ihre Schultern sind in derselben Art wie die der Weiber bedeckt, und auf dem Kopf haben sie einen Hut von Palmenstroh.

Die Frauen haben große, schöne, etwas schräg stehende Augen und sind gut gewachsen, viele sind selbst hübsch, aber die Weiber mancher Stämme sind recht häßlich. Die Männer sehen nicht so stark aus als sie sind, nach den Ladungen zu urtheilen, welche sie mit anscheinender Leichtigkeit tragen.

Die Hautfarbe der Indianer ist braun, doch nicht dunkler wie die der Zigeuner; ihr Haar ist schwarz, ihre Zähne sind schön, und der Bart bei den Männern ist nicht sehr entwickelt.

Nicht wenige unter den Begleitern von Cortez verheirattheten sich mit reichen Aztekenmädchen, und aus solchen Verbindungen, die immer häufiger wurden, entsprang eine Mischrasse, die Kreolen. Viele von diesen sind Rancheros oder Farmer, und diese betrachtet man als den besten Theil der Nation. Unter ihnen gibt es sehr reiche Leute, und da sie nicht viel Gelegenheit haben, ihr Geld loszuwerden — das Spiel ausgenommen — so tragen sie gern reiche Kleider. Ich beschrieb bereits den Reitanzug eines mexikanischen Herrn; derjenige des reichen Ranchero's ist ähnlich, aber doch in Kleinigkeiten abweichend. Er trägt weiße Unterbeinkleider, die bis zum Knie reichen, und hier sind durch schöne Strumpfbänder lederne Zapateros befestigt, die in bunten Farben gestickt sind. Unterhalb des Strumpfbandes hängt an einer Stahlkette ein scharfes Messer zum Abschneiden des Lasso, wenn erforderlich. Ueber Unterbeinkleider trägt der Ranchero Hosen, die vom Knie herunter an einer Seite offen und mit großen Knöpfen besetzt sind, meistens von solidem Silber und nicht selten von Gold, jeder aus der größten Goldmünze des Landes bestehend. Solch' ein Paar „Calzo-

neros" ist ein ganzes Vermögen werth. Die Jacke ist von kaffeefarbigem Leder gemacht und auf dem Rücken und den Schultern mit silbernen Schnüren besetzt. Der große Hut, Jarano genannt, mit breiten Rändern, ist mit Silber und Gold verziert, und von dem karminrothen seidenen Gürtel hängen hinten goldene Quasten herab. Sattel und Zaum sind natürlich ebenfalls reich mit Gold und Silber beschlagen. Die Croupe des Pferdes ist durch eine prachtvolle Anguera bedeckt; der Lasso ist hinter dem Sattel, und ein Säbel ist an demselben befestigt. Um den Hals trägt der Ranchero ein karminrothes seidenes Tuch. Er sieht sehr malerisch aus und würde in jedem Cirkus eine auffallende Figur bilden.

Die Unterhaltungen und Spiele dieser Leute sind ziemlich roh. Ihr größtes Vergnügen ist es, ihre Geschicklichkeit und Stärke gegen irgend einen Stier zu zeigen. Eines ihrer Amusements scheint sehr schwierig für die Menschen und unangenehm für den Stier. Das arme Thier wird auf die eine oder andere Weise geängstigt, und wenn es fortläuft, jagt ihm eine Menge Rancheros zu Pferde nach. Wer ihn zuerst einholt, faßt dessen Schwanz mit der rechten Hand, stützt den Ellbogen auf das erhobene rechte Knie und wirft mit einem starken Ruck dasselbe um, worauf der Reiter fortjagt.

Noch schwieriger und bei Weitem gefährlicher ist, was

sie „barbearel becerro" nennen. Der kühne Ranchero nähert sich dem Stier nicht von hinten, sondern von vorn, faßt mit einer Hand ein Ohr desselben und mit der andern dessen Schnauze, und indem er mit einem plötzlichen Ruck den Hals des Thieres dreht, bringt er es zu Fall.

Die Klasse von Leuten in Mexiko, welche zwischen den Reichen und den Indianern steht, kleidet sich nicht französisch, noch in der einfachen Art der Indianer. Die niedrigste Klasse, die „Leperos", kleiden sich wie sie eben können, und das Klima erlaubt es, sehr wenig Kleidung zu tragen; ein Paar grobe Beinkleider, ein grobes Hemd und ein Hut von Palmenstroh genügen. Die Frauen der niederen Mittelklasse tragen mehr oder weniger elegante Unterröcke, welche von der Taille bis auf die Füße reichen. Für die Bekleidung des Oberkörpers wird ein loses Hemd für genügend erachtet, und gewöhnlich kommt dazu noch ein leichtes Halstuch. Das charakteristischste Stück ihrer Kleidung ist jedoch der Rebozo, welcher ihnen für alle möglichen Zwecke dient, und womit sie sich sehr kleidsam und oft kokett zu drapiren wissen. Der Rebozo ist eine Art von Shawl, entweder von Seide oder Baumwolle, einfach oder mit Gold- und Silberfäden durchwoben, zweieinhalb oder drei Meter lang und einen breit, mit offenem Fransenwerk an beiden Enden.

Obwohl es sehr ungewöhnlich für Damen ist, in den Straßen zu gehen, außer zur Kirche und von der Alameda, so nahm ich mir doch hin und wieder die Freiheit, mich umzusehen, und fand stets neue und interessante Dinge zu beobachten, besonders auf den Märkten, wo so viele Artikel feilgeboten wurden, die ich noch nie gesehen hatte. Mich zogen besonders die Massen schöner Blumen an, die von den schwimmenden Gärten kamen, wo dieselben Sommer und Winter blühen. Erdbeeren gibt es das ganze Jahr hindurch, und außerdem sind eine große Menge verschiedenartiger Früchte, je nach der Jahreszeit, in großen Pyramiden aufgehäuft. Coventgarden-Markt in London sieht in dieser Hinsicht ärmlich aus im Vergleich mit dem gewöhnlichsten mexikanischen Markt.

Eine Frucht, die man überall sieht, ist die Banane, die in Mexiko Platano genannt wird. Es ist eine glatte, dicke, gelbe Schote, manchmal mit dunkeln Flecken, von etwa vier bis fünf Zoll Länge, welche ein weiches, goldfarbenes, etwas mehliges, aber außerordentlich aromatisches Fleisch enthält. Diese Schoten wachsen zusammen in Bündeln, die oft mehr als hundert zählen. Die Bananen wachsen ohne besondere Pflege und sind außerordentlich billig. Sie werden oft nach den Vereinigten Staaten gebracht, und ich habe sie selbst in London gesehen, aber dort ist die Frucht nicht so gut als in Mexiko, vermuth-

lich weil sie vor der völligen Reife gepflückt werden. Dasselbe ist es mit den Ananas, welche ebenfalls unvergleichlich besser sind, als die, welche in Nordamerika und in den Straßen Londons verkauft werden. Die Frucht der Kaktuspflanzen, welche Tunas genannt werden, ist natürlich auch in Menge vorhanden. Die Zapote, Mamey, Granadellas, Papayas, Agacuates, die Frucht des Melonenbaumes, die Guayaven, die treffliche Anona, die Bataten, Tomaten, Erdpistazien u. s. w. u. s. w. zu beschreiben, würde zu weitläufig sein. Leuten, die nur reisen, um zu beschreiben, was sie sehen, möge das überlassen bleiben, ich schreibe nur meine persönlichen Erlebnisse, und denke, es ist Zeit, zu denselben zurückzukehren.

III.

Das Schicksal des Marschalls Bazaine würde nicht verfehlen, unsere Theilnahme zu erregen, wenn er nur das verbrochen hätte, dessen ihn ein nicht ganz vorurtheils-freier Gerichtshof schuldig fand; allein er hatte alle Ansprüche auf Sympathie durch die Art verloren, wie er sich in Mexiko benahm.

Obwohl unsere Religion uns lehrt, daß alle schlechten Handlungen aufgezeichnet sind und ihre Strafe nach dem Tode finden werden, so gewährt es doch stets Genugthuung, wenn das Schicksal schlechte Menschen schon in diesem Leben ereilt, und ich bedaure, daß mein Gatte es nicht erlebte, zu sehen, wie Mexiko und sein edler Kaiser an diesem schlechten, grausamen, brutalen und gemeinen Menschen und seinem verschlagenen Herrn gerächt wurden.

Aus der Geschichte wissen wir, daß die Franzosen sich in jedem Lande, in welches sie als Eroberer kamen, durch ihren Hochmuth, Raubsucht und Grausamkeit verhaßt machten, aber kaum irgendwo entehrten sie ihr Land in

schamloserer Weise, als sie es in Mexiko thaten, denn selten hatten sie einen Befehlshaber, der sie so offen durch sein eigenes Beispiel ermuthigte, wie es Bazaine that.

Die französischen Offiziere behandelten die Mexikaner mit der äußersten Arroganz und Verachtung. Herren, die ihnen auf der Straße begegneten, wurden insultirt und vom Trottoir hinabgestoßen, ohne daß sie irgend welche Veranlassung gaben. Damen wagten sich nicht auf die Straße, aus Furcht vor ihrer gemeinen Zudringlichkeit. Ihre Raubgier war unersättlich und ihr Benehmen im Lande, wenn sie auf irgend einer militärischen Expedition waren, übersteigt an Abscheulichkeit Alles, was man zuweilen in alten Büchern liest. Metzeleien in Masse und Hinrichtungen unschuldiger Personen, das Niederbrennen von Häusern und Plündern waren noch nicht die abscheulichsten ihrer Verbrechen; sie verübten Handlungen von solcher Grausamkeit und Schamlosigkeit gegen arme Frauen, selbst vor den Augen von deren Eltern, daß die Feder sich sträubt, sie zu beschreiben. Ihr Name wird für ewige Zeiten in Mexiko verhaßt sein, und ihre Demüthigung und Bestrafung durch die tapferen Deutschen wird ohne Zweifel mit Jubel in Mexiko begrüßt worden sein. Bazaine benahm sich in Mexiko, als sei er Kaiser und Maximilian ihm untergeordnet. Jedermann zitterte vor ihm, und sogar die Franzosen, obwohl sie ihn fürchteten,

verachteten ihn. Dieß thaten wenigstens alle ehrenwerthen Männer unter ihnen.

Seine Brutalität, Arroganz und Grausamkeit sind aus zahlreichen Schriften bekannt; weniger bekannt sind seine Verrätherei und sein Intriguiren gegen Maximilian, den er zwingen wollte, die Krone von Mexiko aufzugeben, weil das nun Napoleon III. besser paßte. Er lieferte den Liberalen Waffen aus und übergab ihnen Städte; ja er bot sogar Porfirio Diaz Mexiko an, welches nichtswürdige Anerbieten derselbe ausschlug. Porfirio Diaz, der ein Ehrenmann und keiner Lüge fähig ist, hat dieß dem Prinzen selbst gesagt*).

Ich nannte ihn auch gemein und habsüchtig, und um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, brauche ich nur anzuführen, was in Mexiko nicht nur den Einwohnern, sondern auch den französischen Offizieren sehr wohl bekannt war. Bazaine wandte die niedrigsten Mittel an, sich zu bereichern. Unter Anderem besaß er, natürlich unter einer Deckmantelfirma, zwei Kaufläden in der Stadt, einen Spezereiladen und ein Modewaaren-Geschäft, in welchem französische Kleider, Spitzen, Seidenzeug u. s. w. verkauft wurden. Durch diesen Handel wurde er sehr reich, denn

---

*) Queretaro, von Prinz Felix Salm-Salm. (Stuttgart, Kröner.)

er fand Mittel, sowohl Transportkosten als Eingangs=steuer auf betrügerische Weise zu umgehen.

Alle für sein Geschäft bestimmten Waaren wurden als Waffen oder Munition steuerfrei eingeführt und auf Kosten des Staates nach Mexiko geschafft. — Um sein schnell wachsendes Vermögen, oder vielmehr die Art, wie dasselbe erworben wurde, zu verdecken, verbreitete er die Nachricht, daß die mexikanische Dame, welche er heirathete, außerordentlich reich sei. Dieß ist durchaus falsch, denn das Mädchen, welches er zur Frau Marschallin machte, war arm.

Als Salm nach Mexiko kam, hatte er einen Empfeh=lungsbrief an Bazaine vom Grafen Montholon, franzö=sischen Gesandten in Washington, und wurde von ihm ziemlich freundlich empfangen. Da man den Mann damals nicht genügend kannte, und man ihn nicht zu vernachlässigen wagen konnte, so machten wir natürlich der Frau Marschallin einen Besuch.

Sie war eine reizende, kindlich naive, kleine Dame, die mir einen ganz angenehmen Eindruck machte.

Ein Offizier, der großen Einfluß bei Bazaine hatte, war Oberst Vicomte de Noue. Wir machten ihm und seiner Frau, einer Nordamerikanerin, einen Besuch. Wie alle amerikanischen Damen war sie sehr gefallsüchtig, und wie sie es meistens in fremden Ländern thun, was

man an den amerikanischen Damen in Dresden, Wien, Italien und besonders in deutschen Bädern beobachten kann, liebte es auch die Vicomtesse, ihre amerikanischen Eigenthümlichkeiten hervorstechen zu lassen und diese zu übertreiben, das heißt, ein Benehmen anzunehmen und Dinge zu thun, welche sie in ihrem eigenen Lande nicht gewagt haben würde. Die Gesellschaften der Vicomtesse hatten wegen ihrer Ausgelassenheit einen gewissen Ruf, und sie arteten oft in einen Cancan aus, der mehr für den Jardin Mabile als für einen Salon paßte.

Unter den außergewöhnlichen Umständen, wie sie damals in Mexiko herrschten, konnte es nicht fehlen, daß in der Gesellschaft alle Arten von zweifelhaften Charakteren erschienen, und da man keine Zeit hatte, zu prüfen und auszuwählen, so wurde man mit sehr fraglichen Leuten in Berührung gebracht.

Es gab in Mexiko eine große Anzahl von Abenteurern, besonders Franzosen, die man, da sie einen hochklingenden Namen hatten, in allen Gesellschaften finden konnte. Einer dieser Klasse war ein Graf von Seguier, der eine sehr hübsche Geliebte zum Entsetzen seines Vaters geheirathet, und der ihn wegen dieser Heirath enterbt hatte. Ich vermuthe, er kam nach Mexiko, um dort an der Beute theilzunehmen, aber es schien, daß er darin nicht besonders glücklich war, denn seine

hübsche Frau lief überall umher, — um dreihundert Dollars zu borgen. Aber selbst diese für Mexiko unbedeutende Summe konnte sie nicht bekommen — trotz ihrer Schönheit. Es gibt zu viele schöne Damen in Mexiko. Sie würde vielleicht besser reüssirt haben, wäre sie häßlich gewesen; allein all' ihre pariserische Lebhaftigkeit und Koketterie, die einen auffallenden Kontrast mit der ruhigen Art mexikanischer Schönheiten bildete, ließ die eingeborenen Herren durchaus kalt — zu ihrem großen Erstaunen und Bedauern.

Herr von Seguier war — ein Franzose, flach, flatterhaft und charakterlos. So lange die kaiserliche Partei in Mexiko herrschte, war er eifrig kaiserlich, schmeichelte und wartete allen einflußreichen Personen auf. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie ängstlich er in einer späteren Periode war, als die liberale Partei herrschte. Als er mich sah, bat er, nicht zu sagen, daß er mit mir gesprochen habe, aus Furcht, den Verdacht der Liberalen zu erregen.

Angenehmer als die Franzosen waren mir einige englische Bekannte. Unter ihnen erinnere ich mich mit Vergnügen an Mrs. und Mr. Crawley. Er war in Mexiko an der Spitze der Eisenbahngesellschaft und in seinem Aeußeren und Benehmen sehr verschieden von dem, was wir gewöhnlich für den Typus eines Engländers halten

— denn er war in der That ein kleiner, geschäftiger Irländer, aber sehr freundlich und angenehm und ein Gentleman. Seine Frau war eine sehr liebenswürdige, ruhige Dame, in deren Gesellschaft man sich stets gefiel und behaglich fühlte.

Unter den Offizieren, welche die österreichischen und belgischen Truppen befehligten, die in der Sache des Kaisers Maximilian engagirt waren, befanden sich viele Edelleute aus hohen Familien und sehr würdige und liebenswürdige Männer. Die Stellung, welche Salm einnahm, machte es natürlich, daß wir viel mit ihnen zusammenkamen, obwohl sie anfänglich etwas eifersüchtig auf den Prinzen zu sein schienen.

Die interessanteste Erscheinung unter ihnen war Graf Kodolitsch. Obgleich sein Name einen slavischen Ursprung anzeigt, so sagte man doch, daß er ein Halbbruder des Kaisers Maximilian sei, ich weiß nicht aus welchen Gründen, aber es ist sicher, daß dieses Gerücht ihn den Damen nur interessanter machte, deren entschiedener Favorit er war. Er war indessen ein großer Bewunderer der Vicomtesse de Noue, und sie, als eine praktische Amerikanerin, hielt ihn fest in Banden.

Er war sehr elegant und seine Manier außerordentlich gefällig. Seine Bewegungen waren, ich möchte sagen, schlangengleich, voll Anmuth und einschmeichelnd.

Der Graf war übrigens nicht nur von den Damen bewundert, sondern auch die Männer sahen ihn gern und achteten ihn, denn er war nicht nur ein guter Kamerad, tapferer und ehrenwerther Mann, sondern auch talentvoll, und ein außerordentlich tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Militär. Seine Verdienste sind mehr anerkannt worden, wie die mancher Anderen, welche von Mexiko nach Wien zurückkehrten, und im Augenblick ist er militärischer Attaché der österreichischen Gesandtschaft in Paris.

Von Graf W., dem Chef der Gendarmerie, läßt sich nicht viel sagen. Er setzte durch sein intellektuelles Licht den Ozean nicht in Flammen, und wenn auch seine Gendarmen hätten besser sein können, so füllte er doch seinen Platz in der Gesellschaft, als ein nachsichtiger Gatte, welcher das Verdienst besaß, eine hübsche angenehme Frau zu haben.

Oberst van der Smissen, der Kommandeur der belgischen Legion, war ein Mann von ganz anderem Gehalt. Obwohl seine Manieren französisch waren, so war doch sein Aeußeres mehr das eines Deutschen. Er war groß, breitschultrig, mit blondem Haar und blauen Augen, ein stattlicher Mann, von angenehmem und Zutrauen einflößendem Aussehen. Er war ein treuer Anhänger des Kaisers, und da er ein Mann von Verstand und mili=

tärischen Kenntnissen war, so wurde auf seine Meinung viel gegeben.

Es lebte auch in Mexiko eine Tochter des unglücklichen Kaisers Iturbide, welche Prinzessin Iturbide und Kaiserliche Hoheit genannt wurde, und ich machte ihr eine Visite. Da ich sie nur hin und wieder in Gesellschaft sah und sie nichts mit den späteren Ereignissen zu thun hatte, so brauche ich nicht mehr von ihr zu sagen. Für preußische Leser will ich nur erwähnen, daß Prinzessin Iturbide sowohl in ihrem Aeußeren als in ihrem Benehmen auffallend der Gräfin Haake glich, der Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin von Deutschland.

Der bedeutendste Platz in der Nähe von Mexiko ist die Stadt Tacubaya. Es ist sehr alt und existirte schon, ehe die Chichimecas auf das Plateau von Anahuac kamen, unter dem indianischen Namen Atlacoloayan, das heißt „Platz, wo der Bach eine Wendung macht". Es hatte einst fünfzehntausend Einwohner; jetzt hat es nur fünftausend, und im Sommer etwa fünfzehnhundert mehr. Die Hütten der Indianer mit ihren Aloefeldern sind meistens verschwunden, und reiche Mexikaner und Fremde haben in diesem schönsten Fleck des lieblichen Thales von Mexiko schöne Villen mit herrlichen Gärten angelegt. Tacubaya ist für Mexiko, was Charlottenburg

für Berlin ist, und es wird bald eine seiner Vorstädte werden.

In diesem Orte hatte der frühere Generalkonsul von Hamburg, Herr Hube, eine Villa, und wir wurden ihm von Baron Magnus vorgestellt und so mit ihm und seiner vortrefflichen guten Gemahlin und Familie bekannt. Da ich später mit Hubes intimer wurde und, während Salm im Krieg war, bei ihnen wohnte, so werde ich später mehr von ihnen reden.

Ein anderer sehr hübscher Ort bei Mexiko ist San Augustin de los Cuevas. Vor der Eroberung hieß es Tlalpam, und es ist mit der Hauptstadt durch treffliche Straßen und den Kanal verbunden. Es liegt sehr malerisch am Abhange des hohen Gebirges von Ajusco. Obwohl es noch immer viertausend Einwohner hat, ist es doch keine Stadt und keine Art von Vorstadt wie Tacubaya, sondern ist ein echtes Dorf geblieben. Hier findet man noch indianische Wohnstätten, wie sie vor der Eroberung waren, wenn auch neue Straßen mit schönen Villen entstanden sind. In diesem reizenden Ort scheint das Grün frischer und grüner als irgendwo anders. Ueberall stehen schöne Bäume, und Felsen, die zwischen den Häusern in die Straßen hinein reichen, machen selbst das Innere des Dorfes malerisch, und in der Nachbarschaft gibt es eine große Menge wunderschöner Stellen.

Zur Pfingstzeit ist San Augustin während drei, vier Tagen voll von Mexikanern, welche den sehr berühmten Jahrmarkt besuchen. Dieser Jahrmarkt ist nicht berühmt wegen seiner Wichtigkeit für den Handel, sondern wegen des dort betriebenen Hazardspiels. Zu jener Zeit scheinen alle Mexikaner närrisch, und Jedermann hat das Spielfieber. Spielhäuser sind überall einladend geöffnet, und Viele lassen dort bedeutende Summen, die im „Monte“, dem Lieblingskartenspiel der Mexikaner, verloren werden.

Während der Regenzeit gehen viele Leute der Luftveränderung wegen — „mudar temperamente“ — nach San Augustin, welches zu anderen Zeiten ein ruhiges Dorf und dessen Besuch sehr erfrischend und eine angenehme Abwechslung von dem Lärm der Stadt ist.

Gegen Ende September arrangirten wir eine große Landpartie dorthin, an welcher sieben Damen und zehn bis zwölf Herren theilnahmen. Wir waren Alle zu Pferde, und zwei Esel, beladen mit allen möglichen Vorräthen, folgten uns. Die Entfernung von Mexiko beträgt ungefähr drei und eine halbe Legua. Wir ließen uns an einem reizenden Fleck nieder, wo wir mit dem besten Appetit frühstückten. Der Champagner machte uns ziemlich munter, und da wir einige indianische Musikanten aufgetrieben hatten, so tanzten wir auf dem grünen Rasen und setzten die Eingeborenen durch Tänze in Erstaunen,

die zwar nicht gerade Cancan, doch ziemlich nahe mit demselben verwandt waren. All' dergleichen Ausgelassenheiten sind allerdings nicht in der Ordnung, allein es war trotzdem sehr hübsch und amüsant.

Eines Tages machte mir Baron Magnus einen Besuch und ersuchte mich um eine Unterredung unter vier Augen. Seine Art und Weise war aufgeregt und geheimnißvoll, und der Vorschlag, den er mir machte, war allerdings aufregend und sehr wichtig. Der Minister kam von einer Audienz bei Kaiser Maximilian, dessen Lage anfing beunruhigend zu werden, denn die Franzosen waren im Begriff, das Land zu verlassen.

Obwohl die amerikanische Regierung damals noch nichts Feindliches gegen den Kaiser unternommen hatte, so hatte sie ihn doch nicht anerkannt, und es war eine bekannte Sache, daß sie der Etablirung einer Monarchie so nahe ihrer Grenze entgegen war. Es gab indessen in den Vereinigten Staaten eine Partei, welche solchem Plan nicht so feindlich war, und die es im Interesse ihres Landes für besser hielt, wenn Ordnung in Mexiko hergestellt würde, da sein unruhiger Zustand nicht nur ernstlich die Sicherheit dort lebender amerikanischer Bürger gefährdete, sondern auch den Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern nachtheilig war. Präsident Johnson selbst war der civilisatorischen Aufgabe des jungen Kaisers

eher günstig gesinnt, und es schien daher nicht unmöglich, die Wagschale im Kongreß zu Gunsten Maximilian's zu lenken, und eine Majorität für die Anerkennung desselben durch die Vereinigten Staaten zu gewinnen. Es wäre dieß von der allerhöchsten Wichtigkeit gewesen und würde die Chancen Maximilian's mehr erhöht haben, als es die zweideutige und demüthigende Gönnerschaft des französischen Kaisers zu thun im Stande war. Wenn die Vereinigten Staaten sich nur neutral verhielten, war schon viel gewonnen, denn wenn sie sich positiv gegen den Kaiser erklärten, so war dessen Fall nur eine Frage der Zeit.

Da ich nicht nur mit Präsident Johnson und den einflußreichsten Personen in den Vereinigten Staaten bekannt war, sondern auch mit den Mitteln und Wegen, auf sie zu wirken, so hatte Baron Magnus dem Kaiser den Gedanken eingegeben, mich in einer geheimen diplomatischen Sendung nach Washington zu schicken und mir einen sehr wirksamen Verbündeten mitzugeben, — nämlich zwei Millionen Dollars in Gold.

Der Vorschlag gefiel mir sehr, denn Erfolg war keineswegs unwahrscheinlich, und die Wichtigkeit der Mission, wie das in mich gesetzte Vertrauen, schmeichelten meinem Ehrgeiz höchlich. Ich stellte mich daher dem Kaiser zur Disposition, — allein Salm wollte mich nicht allein nach den Vereinigten Staaten gehen lassen und

bestand darauf, mich begleiten zu wollen. Er hatte sehr wenig diplomatisches Talent und verstand mit Amerikanern nicht umzugehen, wie ich es verstand; ich wußte, daß er meine Aufgabe eher erschweren würde; da er jedoch hartnäckig auf seinem Willen bestand, so konnte ich seine Begleitung nicht zurückweisen.

Es war verabredet worden, daß wir am Dinstag den 23. Oktober mit dem Kaiser in Chapultepec diniren sollten, wo unsere Verhandlungen weniger der Beobachtung ausgesetzt waren als in Mexiko. Ich war dem Kaiser noch nicht vorgestellt worden, da wegen der Abwesenheit der Kaiserin keine Damen an den Hof gehen konnten.

Unser Diner, und später der ganze Plan, wurde indessen durch ein äußerst unerwartetes Ereigniß zu Schanden gemacht, welches überall Verwirrung und Bestürzung erregte. Am Sonntag den 21. Oktober verließ der Kaiser plötzlich Mexiko und ging nach Orizava, in der Absicht, sogleich nach Europa zurückzukehren. Er hatte die Nachricht von der betrübenden Krankheit der Kaiserin erhalten.

Als die ersten Eindrücke dieser Neuigkeit vorübergingen, bedachte Maximilian, was er nicht nur seiner Stellung, sondern auch all' Denen schuldig sei, die sich seiner Sache gewidmet hatten. Er konnte nicht gewissermaßen vom Schlachtfelde davon laufen, und wenn er wirklich beschloß, seine hochfliegenden und edeln Pläne aufzugeben, so sah

er ein, daß er nur in einer Weise abdanken konnte, wie es sich für einen Erzherzog von Oesterreich schickte.

Diese Abdankung war der größte Wunsch der Franzosen, und sie thaten Alles, ihn in eine Lage zu bringen, welche einen andern Entschluß beinahe unmöglich machte. In diesem Bestreben wurde Bazaine unterstützt durch die österreichischen und belgischen Gesandten, während andererseits Miramon, Marquez und Pater Fischer nach Orizava eilten, um den Kaiser zum Bleiben zu bewegen und sich auf das mexikanische Volk zu verlassen, indem sie versprachen, daß Alles gut gehen werde, wenn nur erst die verhaßten Franzosen das Land verlassen hätten.

Während alle diese Negoziationen betrieben wurden, unterhielten wir uns in der gewohnten Weise in Mexiko. Das Leben, welches wir führten, war angenehm genug, aber mein Heißsporn Felix lechzte nach Krieg. Obgleich so gutherzig wie möglich und sanftmüthig wie ein Lamm, hatte er doch den kriegerischen Instinkt eines Kampfhahns. Krieg war sein Lebenselement. Daß er einst, fast noch ein Knabe, mit sieben Wunden auf dem Schlachtfelde liegen blieb, heilte ihn nicht von dieser Neigung. Durch den ganzen amerikanischen Krieg war er ohne Wunde davongekommen. Ein ziemlich gefährlicher Schuß, den er in einem Duell in den rechten Arm bekommen hatte, heilte ihn ebenfalls nicht. Wenn ihn Jemand nur scheel ansah,

wurde sein Auge bösartig und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Er war wie ein gespanntes Pistol, stets bereit zum Losgehen.

Das belgische Korps unter Oberst van der Smissen war auf eine Expedition in das Innere beordert. Salm konnte den Gedanken nicht ertragen, in Mexiko seine Zeit zu vertändeln. Er wandte sich mit der dringenden Bitte an den Kriegsminister, ihm zu erlauben, die Expedition als Freiwilliger mitmachen zu dürfen, und war außer sich vor Freude, als es ihm gestattet wurde.

Ich war stets mit ihm zusammen gewesen und konnte den Gedanken nicht ertragen, zurückgelassen zu werden; allein er wollte nichts von meinem Mitgehen hören. Endlich nach einer harten sechsstündigen Schlacht hatte er sich zu ergeben. Ich und Jimmy sollten ihn begleiten.

Wir verließen Mexiko am 8. November um acht Uhr Morgens nur mit einer Kompagnie, trafen aber mit dem Rest der belgischen Legion unterwegs zusammen. Wir marschirten durch St. Christoval und kamen am 9. in Tipaguca an, wo wir kaum unsere Zelte aufgeschlagen hatten, als Alarm geblasen wurde. Feindliche Kolonnen vor uns wurden gemeldet. Salm und van der Smissen rekognoszirten, und in der That, Truppen rückten gegen Tipaguca vor, und es wurde beschlossen, den Feind sogleich anzugreifen. Salm glühte vor Kampflust und die

Aufregung steckte mich an. Ich wollte nicht zurückbleiben. Ich erklärte, lieber der Gefahr der Schlacht trotzen zu wollen, als der, welche mich vielleicht erwartete, wenn ich zurückblieb. Van der Smissen lächelte und gab mir den Rath, meinen Revolver nicht in der Entfernung abzufeuern, sondern meine sechs Schuß für das Handgemenge zu sparen. Salm machte ein ärgerliches Gesicht und die Lorgnette fiel ihm aus dem Auge, aber ich preßte vergnügt mein Pferd zwischen die ihrigen an der Spitze der Truppen, und wir avancirten in schnellem Tempo.

Die Feinde sahen uns lange nicht, aber als es geschah und sie gewahr wurden, daß wir sie anzugreifen meinten, machten sie Kehrt und liefen wie Rebhühner, und wir desto schneller hinter ihnen. Das Resultat war, daß wir bald nahe genug herankamen, zu entdecken, daß die Feinde gar keine Feinde waren, sondern gute Oesterreicher, welche uns nicht für das erkennen konnten, was wir waren, da Oesterreicher hinten noch weniger Augen haben als andere Leute, und deßhalb nicht stehen blieben. Um die Sache kurz zu machen, spornte ich mein Pferd, und als ich sie erreicht hatte, sagte ich ihnen, daß wir keineswegs die Absicht hätten, sie todt zu schlagen, was sie außerordentlich freute, und ich wundere mich gar nicht darüber, daß einige sehr erschrockene Katholiken mich für die heilige Jungfrau oder einen Engel zu Pferde hielten, der aus-

drücklich von ihrem Schutzpatron abgeschickt sei, sie zu erretten.

Diese von Oberstlieutenant Pollak befehligten Oesterreicher hatten kurz vorher ein Gefecht mit den Liberalen gehabt, in welchem sie gegen vierzig Mann verloren, und hatten sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt.

Wir marschirten nun zusammen nach Pachuca, ein ziemlich häßlicher Ort, wo wir im Hause des Herrn Auld wohnten, eines sehr reichen Herrn, der Direktor einer englischen Bergwerksgesellschaft war, welche die Silberminen in der Nähe gepachtet hatte. Herr Auld und seine Gemahlin waren sehr freundliche und liebenswürdige Leute. Die Kaiserin und ihre Damen waren einmal ihre Gäste und von ihrer Gastfreundlichkeit entzückt gewesen. Mrs. Auld zeigte mir ein sehr kostbares Armband, welches sie von der Kaiserin als ein Andenken erhalten hatte.

Wir hatten nicht viel Zeit, die Bergwerke anzusehen, die sehr beträchtlich sind, denn in denselben arbeiteten mehr als tausend Indianer und beinahe zweitausend Maulthiere. Wir sahen indessen einige der massiven Silberbarren, jeder fünfzehnhundert Dollars werth, wovon im Jahr für zwölf Millionen Dollars gewonnen werden.

Am nächsten Tage hatten wir nur einen kurzen Marsch und ließen die Oesterreicher zurück. Wir kamen bei dem Ort vorbei, wo sie von den Liberalen geschlagen worden

waren, sahen aber von diesen nichts an jenem Tage. Die Gegend, durch welche wir marschirten, war sehr romantisch, aber sehr rauh. Sie sah mehr aus wie irgend ein Theil der Schweiz, und nichts erinnerte daran, daß wir in einem tropischen Lande waren. Da waren keine Aloes und keine Palmbäume, nichts als Fichten, Cedern, Cypressen und immergrüne Eichen. Kein Wunder, denn Rial del Monte, eine kleine Stadt. welche wir nach drei Stunden erreichten und welche in einer Schlucht gebaut ist, liegt zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel! Wir waren dort im Hause eines Dr. Griffin einquartiert.

Am 12. November kamen wir nach Huasca, welches die Liberalen eine Stunde vor unserer Ankunft verlassen hatten. Das Wetter war herrlich, und wir Alle waren in der besten Laune, denn unsere Quartiere waren ebenfalls angenehm.

Am nächsten Tage erreichten wir das Ziel unseres Marsches, Tulancingo, wo das österreichische, zu Oberstlieutenant Pollak's Korps gehörige Detachement uns entgegen kam, welches wir ablösen sollten, und welches nach Pachuca marschirte.

Tulancingo ist eine ganz bedeutende Stadt und der Sitz eines Bischofs, der dort einen Palast hat. Die ganze Garnison bestand aus nur sechzehnhundert Mann, von denen die Hälfte unzuverlässige Mexikaner waren. Da

wir täglich erwarteten, von sehr überlegenen Kräften der Liberalen angegriffen zu werden, so sandte Oberst van der Smissen zu Oberstlieutenant Pollak und ersuchte ihn, die Garnison durch seine Oesterreicher zu verstärken; aber alle unsere Offiziere waren sehr empört, als dieser Tapfere sich weigerte, zu kommen. Er hatte Fechten genug gehabt und wollte nach Hause gehen.

Da die Garnison zu schwach war, etwas außerhalb gegen die Liberalen zu unternehmen, die eine bedeutende Macht in der Nähe hatten, so war Salm sehr geschäftig mit der Befestigung des offenen Ortes und mit allerlei Vorsichtsmaßregeln nicht nur gegen einen Angriff von außen, sondern auch gegen innern Verrath, denn den mexikanischen Truppen war nicht im geringsten zu trauen.

Wir hatten ein sehr angenehmes Quartier im Hause eines Herrn Gayon, der spanischer Vizekonsul, sehr reich war und eine hübsche, gut erzogene Frau hatte, die in Europa gewesen war, und die ich bald recht lieb gewann.

Die Gegend ist sehr schön, und das nahe Gebirge verlockte uns zu manchen Ausflügen; da jedoch die Liberalen uns aufpaßten, so konnten wir uns nicht weit wagen und amüsirten uns so gut es gehen wollte in der Stadt, die sogar ein hübsches Theater hat.

Da es dort Mode ist, jeden Abend vierzehn Tage lang vor Weihnachten zu tanzen, so hatten wir eine sehr leb=

hafte Zeit. Diese Tertullas fanden während des Jahrs stets in ein und demselben Privathause statt. Der Unterhalt der Gäste fiel aber der Reihe nach all' den Damen zur Last, welche an dem Unternehmen betheiligt waren, so daß jeden Abend eine andere Dame, obwohl in fremdem Hause, die Honneurs als Hausfrau machte.

Teppiche sind in Privathäusern nicht gewöhnlich, allein die Leute dort bilden sich ein, daß sie auf dem bloßen Fußboden nicht tanzen können, und für einen Ball oder Tertulla werden stets Teppiche gemiethet.

Da wir nicht immer nur die Gastfreiheit der Einwohner der Stadt annehmen wollten, ohne sie zu erwiedern, beschlossen van der Smissen und Felix, in irgend einem öffentlichen Saal einen großen Ball zu geben, zu welchem eine Menge von Leuten geladen wurden und der ein großer Succeß war.

Da nicht weit von der Stadt eine bedeutende liberale Truppenmacht stand, so erwarteten wir, wie gesagt, täglich einen Angriff; statt dessen kam bald nach Weihnachten ein Befehl von General Bazaine, Tulancingo dem liberalen General Martinez zu übergeben, dessen Stabschef unter einer Parlamentärflagge gesandt wurde, diese Angelegenheit zu arrangiren. Unsere Offiziere waren höchlich erstaunt, von dem liberalen Offizier zu hören, daß Bazaine mit den Liberalen auf sehr gutem Fuße stehe; allein sie

hatten zu gehorchen und waren am 28. Dezember bereit, Tulancingo zu verlassen.

Unsere Lage war keineswegs behaglich, denn wir hatten von der Ankunft eines berüchtigten Guerillachefs Namens Carabajal mit tausend Mann gehört, die nichts besser als Räuber waren und sich nicht an Verträge oder Kapitulationen kehrten. Ueberdieß erfüllten sich die Erwartungen, welche wir von der Verrätherei unserer mexikanischen Truppen hatten, am Morgen der Uebergabe. Der Schurke, der sie befehligte, ein Oberst Peralta, ging mit seinem ganzen Kavallerieregiment zum Feinde über.

Als wir auf dem Markt versammelt waren, bereit, die Stadt zu verlassen, war ich mit Jimmy auch da. Nun ist dieser Hund ein sehr gescheidter Hund. Da er mich während des ganzen amerikanischen Krieges begleitete, so hatte er die Erfahrung gemacht, daß Flinten gefährliche Maschinen sind, und daß Unglück geschieht, wenn aus ihnen geknallt wird. Er hatte daher vernünftiger Weise einen heiligen Respekt vor Gewehren und Schüssen, da er sein Leben sehr lieb hat und auch Kalbsbraten, Beefsteaks, Cotelettes und andere Dinge, welche das Dasein eines Hundes verschönern, und welche er alle möglichst lange zu genießen wünscht. Als er auf dem Marktplatz so viele Schießmaschinen sah, bekam das arme Thier Angst, rannte nach Hause in sein altes Quartier und versteckte

sich im Bett. Ich bin überzeugt, daß mancher verständige Herr vor einer Schlacht gern dasselbe thun möchte, wenn er nur den Muth finden könnte, davonzulaufen wie Jimmy, der keine Standesvorurtheile kennt.

Als ich die Abwesenheit meines Verzöglings gewahrte, war ich natürlich in Verzweiflung, und da der Hund Niemand Anderem getraut haben würde, so ging der gute liebe Salm selbst zurück, ihn zu holen. Als er wieder aus dem Hause kam, standen drei liberale Soldaten vor ihm, die bereits gegen Uebereinkunft in der Stadt waren, aber als sie den kaiserlichen Obersten mit einem so schönen Hund unter dem Arm sahen, imponirte ihnen das so sehr, daß sie ehrfurchtsvoll grüßten.

Nun, — wäre Jimmy nicht so vorsichtig gewesen, würde er längst umgebracht sein, anstatt daß er nun anständig an meiner Seite sitzt und sich in seinem zwölften Jahre eines Rufes erfreut, dessen sich wenige Hunde rühmen können. Sein schöner Kopf ist von drei Kaisern gestreichelt worden, und seine vierfüßige Seele ist durch die Berührung äußerst heiliger Kardinäle und Erzbischöfe geheiligt worden, — gar nicht zu reden von republikanischen Präsidenten, Senatoren, einfachen Hoheiten oder Generälen. Sollte er vor mir sterben, so will ich seine Statue von schwarzem Marmor machen lassen und anordnen, daß sie auf mein Grab gesetzt wird, oder auf meine Aschenurne,

wenn meine Leiche verbrannt werden sollte, wie hoffentlich geschehen wird.

Wir hatten Tulancingo kaum eine halbe Stunde hinter uns, als unsere Arrièregarde von Carabajal's Lumpengesindel angegriffen wurde. Van der Smissen wollte sich mit ihnen in kein Gefecht einlassen und hielt es für das Beste, ihnen aus dem Wege zu gehen. Wir gaben daher unsern Pferden die Sporen, und fort ging es wie die Windsbraut. Es war das aber gar nicht so leicht für mich, denn Jimmy saß vor mir auf dem Sattel, und sein Gemüth und Körper wurden etwas beunruhigt, als die Mexikaner feuerten. Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als ihn trotz allem Winseln fest am Fell zu halten, damit er nicht seinen Sitz verlor, obwohl er sonst ein sehr guter Reiter ist und den Bewegungen des Pferdes folgt wie irgend ein Engländer.

Carabajal's Räuber hatten indessen nicht viel Muth, und nachdem sie einige Schüsse von unsern Belgiern erhalten hatten. ließen sie uns unbelästigt.

Die belgische Legion hatte bereits in Tulancingo den Befehl zu ihrer Auflösung erhalten, und General Bazaine hatte Denjenigen freie Ueberfahrt nach Europa versprochen, die dorthin zurückkehren wollten, welches Anerbieten von den Meisten gern angenommen wurde. Wir waren nun auf dem Marsch nach Puebla.

Wir blieben die erste Nacht in Texcoco in sehr schlechten Quartieren und am Nachmittag des 2. Januar in Buena Vista. Salm, der ein großer Jäger war, ließ sich durch die Menge Enten in der Nähe verlocken, allein er brachte nichts in's Quartier als müde Beine.

Wir erhielten Befehl, in Buena Vista zu bleiben, und zugleich die Nachricht, daß der Kaiser hier auf seinem Wege von Orizaba nach Mexiko durchkommen werde, eskortirt von österreichischer Kavallerie und in Begleitung vieler Offiziere. Er saß in einem mit vier weißen Maulthieren bespannten Wagen. Wir sahen ihn vorüber fahren, aber der ganze Zug machte auf uns Alle einen traurigen Eindruck. Van der Smissen, welchem die Lage Maximilian's eine sehr düstere schien, sagte, es sähe aus, „als wenn der Kaiser zur Hinrichtung geführt werde". Er hatte dessen Abdankung erwartet, und Bazaine und General Castelnau, den Napoleon III. abgesandt hatte, um dieselbe anzurathen und zu betreiben, hofften ebenfalls darauf, da dieselbe ihre Arrangements mit der liberalen Regierung erleichtert haben würde. Wie ich schon früher erwähnte, hörte Maximilian jedoch mehr auf die Versprechungen von Miramon, Marquez und Pater Fischer, beschloß zu bleiben und war nun auf dem Wege zur Hauptstadt.

Der Kaiser hielt vier englische Meilen von Buena

Vista, in Ayotola; und Salm hatte dort eine Audienz bei ihm und auch eine Unterhaltung mit Pater Fischer. Er erhielt Vollmacht, ein Kavallerieregiment zu errichten, welches er von den aufgelösten Legionen zu rekrutiren hoffte. Um die Leute daher nicht aus dem Gesicht zu verlieren, begleiteten wir die Belgier auf ihrem Marsch nach Puebla, wo wir am 9. Januar ankamen.

Auf diesem Marsch konnte ich die Schönheit der Gegend weit besser genießen, als es bei der Fahrt in der Diligence der Fall gewesen war. Wir hatten stets die prachtvollen Bergriesen vor uns, nämlich die Sierra Nevada, den Popocatepetl und den Peak von Orizava.

Popocatepetl meint in indianischer Sprache eine Frau in Weiß, und die Mexikaner haben darüber eine Legende. Diese Berge waren einst mächtige Riesen; einer derselben tödtete — vermuthlich aus Eifersucht — seine Frau und legte sie auf die Sierra Nevada, wo man sie noch ganz deutlich erkennen kann. Als wir bei klarem Wetter nicht zu weit davon vorbei kamen, überraschte mich das Aussehen dieses Gebirges sehr, denn man erkannte ganz deutlich, wie aus weißem Marmor gehauen, die gigantischen Formen eines liegenden Weibes. Die ganze Figur, alle Umrisse, Arme und selbst ihr aufgelöst herabhängendes Haar ließen sich mit wunderbarer Bestimmtheit erkennen.

Nach unserer Ankunft in Puebla wurde ich krank

und die Unruhe in Bezug auf unsere nächste Zukunft machte mich noch kränker. Jeder, schien es, war von einer Art von moralischem, panischen Schrecken ergriffen. Gerüchte der widersprechendsten Art, allein alle trauriger Natur, liefen um, und das Verlangen, aus Mexiko fortzukommen und nach Europa zurückzukehren, wurde förmlich ansteckend. Niemand wußte, was der Kaiser beabsichtigte, allein die Franzosen und auch die Oesterreicher behaupteten, daß er sicher abdanken und nach Europa gehen werde.

Als die Belgier und Oberst van der Smissen uns verlassen hatten, um sich in Vera Cruz einzuschiffen, wurde Salm ebenfalls von dem herrschenden Fieber ergriffen, und um zu einem Entschluß zu kommen, ging er nach Mexiko. Nachdem er mit Baron Magnus konsultirt hatte, besuchte er Pater Fischer am 15. Januar und bat um seinen Abschied, der ihm indessen verweigert wurde.

Ich blieb unterdessen in Puebla in einem sehr schönen Hause, ich glaube, es war das frühere Rathhaus, welches General Bazaine in eine Art von Kasino oder Privathotel verwandelt hatte, in welchem höhere, durch die Stadt kommende Offiziere bessere und wohlfeilere Quartiere fanden als in den Hotels. Ich verdankte ein hübsches Zimmer in diesem Hause der Güte des Generals Douay.

Ich war wirklich sehr krank an der Dyphtheritis und

schickte nach einem indianischen Doktor, der mir empfohlen worden war. Seine Methode war wirksam, aber unangenehm, denn er gab mir nichts als Brechmittel.

Als Salm nach Puebla zurückkehrte, hegte er immer noch die Hoffnung, manche Leute von den entlassenen Belgiern und Oesterreichern für sein Regiment anzuwerben, und ging daher nach Vera Cruz, wo er indessen erst kurz nach der Abreise van der Smissen's und seiner Leute ankam.

Als Salm von seiner vergeblichen Reise zurückkehrte, war ich besser, und wir beschlossen, nach Mexiko zu gehen, wo wir am 25. ankamen und im Hotel Iturbide abstiegen. Wir sahen natürlich Baron Magnus und waren oft in Tacubaya bei Hubes, die sehr hübsche Gesellschaften gaben. Salm war jedoch sehr unzufrieden, denn er hatte nichts Bestimmtes zu thun und sehnte sich nach Beschäftigung. Er besuchte täglich Pater Fischer, der nun das volle Vertrauen des Kaisers zu genießen schien. Der Priester war sehr freigebig mit Versprechungen, die er nicht halten wollte oder nicht halten konnte, ehe die Franzosen nicht Mexiko verlassen haben würden.

Dieser glückliche Tag kam endlich. Es war der 5. Februar. Ganz Mexiko war in fieberhafter Aufregung, aber diese war eine stumme, innerliche Aufregung. Kein Abschiedsruf oder sonstige laute Aeußerung wurde gehört,

außer von einigen Franzosen, welche mit den Tüchern wehten, während die französischen Soldaten schrieen: „A Berlin, à Berlin!“ Salm und ich sahen ihren Abmarsch von einem Balkon des Hotels Iturbide mit an.

Als die verhaßten und verachteten „Verbündeten“ die Stadt verlassen hatten, war es, als ob der Alp von jeder Brust genommen sei, und wenn die Leute nicht zu laut jubelten, so wurde ihre Freude nur dadurch gedämpft, daß sie noch nicht recht an ihr Glück glauben wollten und immer fürchteten, daß Bazaine und seine unverschämten Soldaten zurückkommen möchten.

Madame Bazaine, die in weit vorgerückten interessanten Umständen war, machte die Reise in einem eigens zu dem Zweck erbauten prachtvollen Palankin, der unter einer starken Eskorte von Indianern bis nach Vera Cruz getragen wurde.

Einige Tage lang hörten wir absolut nichts über die Pläne des Kaisers, bis endlich am 12. Februar sich das Gerücht in Mexiko verbreitete, daß er sich an die Spitze der Armee stellen und zu Miramon in Queretaro stoßen wolle, um den Feind an der Konzentrirung seiner Truppen und seinem Marsch gegen Mexiko zu verhindern. Dieses Gerücht war gegründet; der Kaiser wollte am nächsten Morgen abmarschiren, und alle deutschen Offiziere und Truppen sollten zurückbleiben, da Marquez und die andern

Mexikaner ihn beredet hatten, sich einzig und allein auf seine neuen Unterthanen zu verlassen.

Salm war außer sich, als er hörte, daß er zurückbleiben solle. Es war ein Gedanke, den er nicht ertragen konnte, daß er, während ernsthaftes Fechten bevorstand, seine Zeit in Mexiko vertändeln sollte. Er lief sogleich zu Baron Magnus und bewog ihn, Schritte zu thun, um vom Kaiser die Erlaubniß zu erwirken, mit der Armee gehen zu dürfen. Obwohl diese Schritte erfolglos waren, so fand er doch ein anderes Mittel, die kampflustigen Neigungen meines kriegstollen Felix zu befriedigen. Es wurde mit General Don Saniago Vidaurri, einem höchst achtungswerthen und sehr einflußreichen Manne, abgemacht, daß Salm in seinen Stab treten solle, wenn es der Kriegsminister gestatte. Diese Erlaubniß wurde gegeben, und Salm fuhr beinahe aus der Haut vor Freude. Der General, welcher auf Geld für die Expedition warten mußte, sollte damit in Quinclinclan zum Kaiser stoßen, und reiste am 13. Nachmittags mit Salm ab.

Ich erwartete natürlich, wie gewöhnlich mit Salm zu gehen; allein dießmal weigerte er sich in der allerbestimmtesten Weise und blieb taub gegen alle meine Bitten. Jetzt war an mir die Reihe, närrisch zu werden. Ich weinte und schrie, daß man es zwei Blocks weit hörte, und Jimmy, der den Kummer seiner Herrin mit empfand,

heulte und bellte aus Leibeskräften; aber Salm schlich sich weg und schlug eine Straße ein, wo er mich nicht hören, und ich ihn nicht sehen konnte. Ich glaube, ich haßte ihn in dem Augenblick und war sehr unglücklich, denn ich wußte, daß er Unglück haben würde, wie es stets der Fall, wenn ich nicht bei ihm war.

All' mein Schmerz und Zorn nutzten nichts; es blieb nichts übrig, als mich in meine Lage zu finden. Uebrigens denke ich nun, daß Salm Recht hatte, und überdieß hatte er Sorge getragen, daß ich unter gutem Schutz und unter angenehmen Verhältnissen zurückblieb.

Wir waren mit Hubes ziemlich intim geworden, und Salm hatte ausgemacht, daß ich während seiner Abwesenheit bei ihnen in Tacubaya bleiben sollte.

Herr Friedrich Hube war früher hamburgischer Generalkonsul in Mexiko gewesen. Er hatte ein Fabrikgeschäft und war ein reicher Mann. Er war ein sehr guter, achtungswerther alter Herr, und Madame Hube war die beste, gütigste und herzigste alte Dame von der Welt. Ich kann nicht Worte finden, um meine Dankbarkeit gegen sie stark genug auszudrücken, denn sie nahm mich in ihrem Hause nicht als eine Fremde auf, sondern hätte mich nicht sorgsamer und liebevoller behandeln können, wäre ich ihre eigene Tochter gewesen.

Sie hatte indessen, außer einem erwachsenen sehr an=

genehmen Sohn, eine erwachsene Tochter in meinem Alter, mit der ich bald Freundschaft schloß und mit der ich, da wir dasselbe Zimmer bewohnten, recht vertraut wurde. Helene Hube war ein liebes, gutes Mädchen, und ihr einziger Fehler, für den sie nichts konnte, war, daß zu viel von ihr da war, denn sie stand über sechs Fuß hoch in ihren Schuhen. Ehe sie an einem Fieber erkrankte, war sie nicht größer gewesen wie andere Mädchen ihres Alters, allein als sie gesundete, schoß sie in die Höhe wie ein Spargel und wurde förmlich eine Riesin. Wenn sie saß und ich daneben stand, waren wir gleich groß.

Da ich meine eigenen Memoiren und nicht die meines Mannes schreibe, und auch nicht Geschichte, so werde ich nicht viel über die Belagerung von Queretaro sagen, und um so weniger, als Salm das bereits selbst gethan hat*).

Mehrere Wochen lang hörten wir nichts von Queretaro, als unbestimmte Gerüchte von sehr widersprechender und unzuverlässiger Art. Endlich im März kam die Nachricht, daß General Marquez mit dreitausend Mann vor Queretaro angekommen sei, und ganz Mexiko war außer sich vor Aufregung. Da ich sehr begierig war, von meinem Manne zu hören, so bat ich Herrn Hube,

*) Queretaro ꝛc. von Felix Salm-Salm. (Stuttgart, Kröner. 2 Bde. 1868.)

mit mir zu General Marquez zu gehen, was er bereitwillig that.

General Don Leonardo Marquez empfing mich sehr gnädig. Er war ein kleiner lebhafter Mann mit schwarzem Haar und schwarzen stechenden Augen. Er war nun ein großer Mann und liebte es, seine Wichtigkeit zu zeigen. Der Kaiser hatte ihn zum Lugarteniente des Kaiserthums gemacht, aber er benahm sich und redete, als ob der Kaiser nur sein Schüler und er selbst die erste Person in ganz Mexiko sei. Gegen mich war er jedoch sehr herablassend, und sein unheimliches, dunkles Gesicht war über und über voll freundlicher Falten. Er hatte seinen Bart abrasirt, der gewöhnlich eine Narbe von einer Schußwunde verbarg, und das verschönerte ihn keineswegs.

Er sprach jedoch von dem Prinzen höchst anerkennend, sagte, daß er einer der tapfersten Offiziere in Queretaro sei und sich ganz kürzlich dadurch ausgezeichnet, daß er mit einer Handvoll Leuten den Liberalen sechs Geschütze abgenommen habe. Für sein braves Benehmen bei dieser Gelegenheit habe er ihn dekorirt, und er habe ihn noch am Tage vor seinem Abmarsch zum General ernannt.

Wir besuchten auch General Vidaurri, der mit Marquez gekommen war. Er bestätigte, was Marquez uns über den Zustand in der belagerten Stadt gesagt hatte,

daß dort Alles sehr gut gehe und daß mein Mann sich sehr ausgezeichnet habe. Der würdige alte General sprach mit großer Wärme von ihm und sagte, daß er ihn wie seinen eigenen Sohn liebe.

Die guten Neuigkeiten, welche Marquez über den Stand der Dinge in Queretaro brachte, erfreuten alle unsere Herzen, und Festlichkeiten, Bälle, Feuerwerke folgten einander in den nächsten Tagen, während man Vorbereitungen machte, gegen Porfirio Diaz zu marschiren, welcher von Puebla heranrückte, denn seine Armee zu vernichten, sagte Marquez, sei die Instruktion des Kaisers.

Endlich war Alles bereit; Marquez marschirte mit allen Truppen aus und ließ in Mexiko nur eine kleine Garnison von Mexikanern, die nicht einmal im Stande war, die Guerillas der Liberalen daran zu verhindern, zu den Garitas (Thoren) hereinzukommen, und fortwährend fanden kleine Scharmützel in und um Tacubaya herum statt.

Drei Tage nach Marquez' Abmarsch kam das Gerücht von einem großen Siege nach Mexiko. Porfirio Diaz war geschlagen und seine ganze Armee versprengt. Dieses Gerücht dauerte indessen nicht lange. Am vierten Tage kehrte Marquez, nur von zwölf Reitern begleitet, als Flüchtling nach Merito zurück, zwölf Stunden vor seiner

Armee, die bei San Lorenzo (8. April) gänzlich geschlagen worden war und alle ihre Kanonen eingebüßt hatte.

Wäre Porfirio Diaz im Stande gewesen, den Sieg schnell genug zu verfolgen, um Mexiko nur zwei Tage später als unsere gänzlich demoralisirten Truppen zu erreichen, so würde er die Stadt ohne alle Schwierigkeit haben einnehmen können. Er kam jedoch erst am dritten Tage vor derselben an, als die kaiserlichen Truppen sich schon etwas von ihrer Niederlage erholt hatten. Marquez hatte schon lange vorher allen Muth und alle Hoffnung verloren, und da er über sein Schicksal nicht in Zweifel sein konnte, wenn er den Liberalen in die Hände fiel, so hatte er schon Alles vorbereitet, nach Vera Cruz zu fliehen und es Mexiko und den deutschen Truppen zu überlassen, so gut sie konnten für sich zu sorgen. Ich glaube, er wurde an der Ausführung seiner Absicht nur durch die Furcht verhindert, aus der Bratpfanne in's Feuer zu fallen, wenn er Mexiko verließ, da die Straße nach Vera Cruz durch Porfirio Diaz' Armee verlegt war.

Die Avantgarde der liberalen Armee zog bei unserem Haus in Tacubaya vorüber, und ich bewunderte ihre schönen Pferde und Uniformen, die sie größtentheils den Kaiserlichen abgenommen hatten.

Vor ihrer Ankunft fanden fortwährend Scharmützel in den Straßen von Tacubaya zwischen Kaiserlichen und

Guerillas statt und oftmals gerade vor unserem Hause. Obwohl wir die Jalousieen geschlossen hatten, so plagte uns doch die Neugierde, und ich und Helene Hube guckten durch dieselben, zu sehen was vorging, zum Entsetzen des alten Herrn Hube, der fürchtete, daß irgend eine verlorene Kugel uns verwunden oder tödten könne. Das Schauspiel war indessen zu anziehend und wir konnten nicht wegbleiben. Es war merkwürdig und spaßhaft zu sehen, wie die Tirailleurs von beiden Seiten miteinander Versteckens spielten, nun sich hinter eine Ecke drückten und dann plötzlich wieder hervorschossen und ein paar Schüsse abgaben, durch welche indessen wenig wirklicher Schaden angerichtet wurde. Es sah mehr wie Spielerei als wie Krieg aus.

Tacubaya und Chapultepec wurden ohne Widerstand von den Liberalen besetzt und die Belagerung von Mexiko begann.

IV.

In der folgenden Nacht träumte mir, ich sehe meinen Mann sterbend. Der Kaiser hatte sich über ihn gebeugt, hielt seine Hand und sagte tief bewegt: „O, mein lieber Freund, Sie dürfen mich nun nicht allein lassen!“ Mein Mann rief laut meinen Namen. Der Kampf wüthete ringsum, und überall sah ich Blut fließen und alle Schrecken des Krieges.

In der nächsten Nacht wiederholte sich derselbe Traum. Wieder sah ich meinen Mann sterbend und hörte ihn laut meinen Namen rufen. Schlacht ringsum; Alles war finster und Blitze schossen jeden Augenblick aus den dunkeln Wolken. In der dritten Nacht hatte ich wieder denselben Traum, und mein Mann rief nach mir lauter noch als früher.

Es war natürlich, daß solche dreimal wiederholte Träume mich sehr unruhig machten und um so mehr, als ich an Träume glaube. Ich entschloß mich daher, nach Mexiko zu gehen und eine Unterredung mit Baron Magnus

und den Befehlshabern der fremden Truppen zu haben, um zu versuchen, was ich zur Rettung des Kaisers und meines Mannes thun könne, die mir, wie es schien, in großer Gefahr waren.

Als ich dem alten Herrn Hube sagte, daß ich nach Mexiko gehen wolle, widersetzte er sich dieser Absicht sehr und wurde darüber ganz aufgeregt. Er sagte, er werde Alles nur Mögliche thun, mich an einer so unüberlegten Handlung zu verhindern. Er sei für mich verantwortlich; mein Mann habe mich ihm anvertraut und er wolle es nicht leiden, daß ich solche Thorheit beginge.

Ich war in der Familie mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden, sowohl Herr als Madame Hube hatten mich wie ihr Kind behandelt, und es that mir daher sehr weh, etwas zu thun, was ihnen so sehr mißfiel. Es gibt indessen gewisse Impulse, denen man unmöglich widerstehen kann, und gegen welche alle Vernunftgründe ohnmächtig sind. Bei dieser Gelegenheit war es mir, als ob unsichtbare Kräfte mich antrieben, der Stimme meines Herzens zu folgen. Obwohl ich mich stellte, als sei ich von Herrn Hube überzeugt, war ich doch entschlossen, unter allen Umständen mein Vorhaben auszuführen.

Herr Hube und seine Frau trauten mir jedoch nicht, und da er fürchtete, ich möchte mich in der Nacht davon

machen, so schloß er nicht nur das Thor, sondern nahm auch den Schlüssel mit in sein Zimmer. Es war daher nöthig, zu warten, bis die Stallleute um sechs Uhr Morgens kamen, und das Haus offen war. Ich schlich mich dann aus meinem Zimmer, begleitet von meiner Kammerjungfer Margarita und meinem treuen, vierfüßigen Gefährten Jimmy. Herr Hube paßte indessen auf, und als ich eben das Haus verließ, kam er hinter einer Ecke hervor, stellte sich mit finsterem, langem Gesicht vor mich hin und sagte: „Nun, Prinzessin?!" Ich antwortete nur: „Guten Morgen, Herr Hube!" und ging weiter nach Mexiko zu. Er schlug indessen eine kürzere Straße ein, um mir zuvorzukommen, und als ich auf die Hauptstraße nach Mexiko kam, fand ich ihn bereits auf mich wartend.

„Wohin gehen Sie?" fragte er. Ich sagte ihm, daß ich nach Mexiko ginge, doch erwähnte ich nichts von meinen Träumen (worüber er nur gelacht haben würde) oder von meiner Absicht. Er stürmte nun auf's Neue auf mich ein. Ich könnte getödtet werden, oder andern Gefahren unter den Soldaten ausgesetzt sein u. s. w., kurz, zwei tödtlich lange Stunden erschöpfte er sein ganzes Zeughaus von Vernunftgründen, die natürlich nicht die geringste Wirkung auf mich machten, da ich mich fest entschlossen hatte, mein Vorhaben auszuführen. Ich dankte ihm für alle seine Güte und alle Mühe, die er mit mir hatte, aber

erklärte, daß ich gehen wolle und müsse. Der gute alte Herr wurde ganz blaß und sagte kein Wort mehr, mich zurückzuhalten.

Ich hatte mit meinem Mädchen und Jimmy eine Meile und eine halbe nach Chapultepec zu gehen. Die Straße war mit Offizieren und Soldaten der Liberalen angefüllt, die mich indessen kannten, da sie mich bei Hubes gesehen hatten, die zu der liberalen Partei gehörten. Sie grüßten mich daher und ließen mich unbelästigt passiren.

Als ich in Chapultepec ankam, fragte ich nach dem kommandirenden Offizier, einem Obersten Leon, der zwei Jahre im Dienst der Vereinigten Staaten gewesen war und ziemlich gut Englisch sprach. Als er aus dem Restaurant geholt wurde, wo er frühstückte, empfing er mich mit großer Artigkeit. Ich sagte ihm, daß ich in großer Angst um meinen Mann und den Kaiser sei und daß ich mich sehr darnach sehne, etwas zu ihrer Rettung zu thun. Zu diesem Zweck wollte ich nach Mexiko gehen, um mit den Befehlshabern der fremden Truppen zu reden und zu erfahren, ob sie die Stadt übergeben würden, wenn Porfirio Diaz verspräche, die Freiheit und das Leben des Kaisers und seiner Offiziere zuzusichern, wenn dieselben in die Hände der Liberalen fallen sollten.

Der Oberst sagte mir, daß Queretaro nicht viel länger

sich halten könne. Die Stadt sei enge belagert und die Garnison bereits dem Hunger preisgegeben. Er wolle mir erlauben, die Postenkette zu passiren, und ich versprach zurückzukehren, sobald ich die Ansicht der fremden Obersten gehört haben würde. Er gab mir seinen Arm und ging mit mir etwa drei Viertelmeilen bis zu der Postenkette, und Margarita und Jimmy folgten.

Damit unsere Leute nicht glauben möchten, ich wolle mich in die Stadt stehlen, ging ich gerade über das offene Feld nach dem Thore, welches durch eine Batterie vertheidigt wurde. Der dort befehligende Offizier erkannte mich, und ich hatte keine Schwierigkeiten. Die Soldaten waren so höflich, Bretter über den Graben zu legen und mir über die Brustwehr der Batterie zu helfen.

Ich ging gleich zu Baron von Magnus, den ich zu Hause fand. Er empfing mich etwas förmlich und kalt, denn er hatte, ich weiß nicht aus welchen Ursachen, ein Vorurtheil gegen Hubes gefaßt. und war durchaus nicht damit zufrieden, daß ich bei dieser Familie wohnte. Ich nahm jedoch wenig Notiz von dieser diplomatischen Steifheit und sagte ihm, warum ich nach Mexiko gekommen sei und daß ich Oberst Kodolitsch und Graf Khevenhüller zu sehen wünsche, von denen Oberst Leon mit großer Achtung gesprochen hatte, da sie so brav bei San Lorenzo gefochten, und daß er auf sein Ehrenwort versprochen

habe, sie, wenn sie zu einer Besprechung hinaus kommen wollten, frei zurückkehren zu lassen, welches immer auch das Resultat der Unterredung sein möge.

Baron Magnus änderte sein Benehmen sogleich, als er meinen Plan vernahm und wie ich verfahren wollte, ihn auszuführen. Meine Idee gefiel ihm sehr, er wollte indessen — natürlich! — meine Schritte leiten und war in Bezug auf Erfolg sehr sanguinisch, wenn ich ihm nur folgen wollte. Er befahl seinen Wagen und ich fuhr zu Oberst Kodolitsch, der nicht zu Hause war, den ich jedoch bei Graf Khevenhüller fand.

Oberst Kodolitsch war bereit, hinauszugehen und mit Oberst Leon zu reden, aber nur unter der Bedingung, daß Baron Magnus mit der ganzen Sache nichts zu thun habe, „da der Baron sehr geneigt sei, zu handeln wie es ihm gut dünke, und sich Verdienst anzueignen, welches Andern gebühre". Ich sagte ihm, daß ich bereits ein Engagement mit dem Gesandten gemacht habe und dasselbe nun nicht aufgeben könne.

Die Obersten versprachen darauf, mit ihren Offizieren und Soldaten zu reden und mich das Resultat wissen zu lassen. Baron Magnus ging dann mit mir zu Madame Machalowitsch, die mexikanische Frau eines österreichischen Offiziers, bei der ich die Nacht blieb.

Am nächsten Morgen sah ich die beiden Obersten.

Graf Khevenhüller war für die Uebergabe. Es sei klar, sagte er, daß General Marquez verrätherisch gegen den Kaiser gehandelt habe, und wenn er auch bereit sei, hundert Leben für seinen Fürsten zu geben, so wolle er doch weder sich noch seine Leute für Marquez opfern.

Kodolitsch indessen war der Ansicht, daß es nicht wünschenswerth sei, wegen Uebergabe zu unterhandeln, ehe man nicht zuverlässige Nachrichten von Queretaro und den Willen des Kaisers gehört habe. Obwohl er bereit sei, die Bedingungen zu hören, welche der Feind bewilligen wolle, so könne er doch nicht zu Oberst Leon gehen, da Marquez, der irgend einen Verdacht haben müsse, an demselben Morgen einen Befehl erlassen habe, nach welchem jeder Offizier oder Soldat, welcher irgendwie mit dem Feinde in Verbindung trete, erschossen werden solle.

Ich ersuchte sie darauf, mir eine schriftliche Autorisation zu geben, im Namen der fremden Offiziere und Soldaten zu unterhandeln; aber sie hielten dieß auch für zu gefährlich und wollten, daß ich auf meine eigene Verantwortung Porfirio Diaz zwei Bedingungen stellen solle. Die erste war, daß er mir oder einer andern Person gestatten solle, nach Queretaro zu reisen, den Kaiser von dem Stand der Dinge in Mexiko zu unterrichten und seinen Willen zu hören, zu welchem Zweck ein siebentägiger Waffenstillstand gemacht werden solle. Wenn der

General der Liberalen darein nicht willigen wolle, so solle ich ihm das Ergeben aller fremden Truppen anbieten unter der Bedingung, daß Porfirio Diaz schriftlich sein Ehrenwort gebe, für das Leben des Kaisers und der fremden Truppen zu stehen, wenn sie gefangen genommen werden sollten.

Es schien mir absurd, zu Porfirio Diaz zu gehen, ohne irgend einen Beweis, daß ich wirklich von den fremden Truppen abgeschickt sei, und ich bat daher Baron Magnus, mir wenigstens einige Zeilen zu geben. Er lehnte dieß ebenfalls ab, allein sagte, daß er einen andern Weg kenne, auf welchem der Zweck ebenso gut erreicht werden könne.

Es wohne, sagte er, in Mexiko eine Madame Baz, deren Mann ein General der Liberalen im Stabe von Porfirio Diaz sei und welcher, wenn die Stadt eingenommen werde, deren Gouverneur werden sollte. Diese Dame stände stets in Verbindung mit dem Feinde und sei in der That dessen Spion. Sie könnte in dieser Angelegenheit gebraucht werden und ihrem Manne mittheilen, daß ich als der Abgesandte des Gesandten und der Obersten kommen würde.

Baron Magnus und ich fuhren zu Madame Baz und wir nahmen Herrn Scholler mit uns, den Sekretär des Ministers, der vollkommen Spanisch redete und Alles

der Dame erklären konnte, ohne Irrthümer und Mißverständnisse besorgen zu müssen.

Madame Baz war eine sehr gescheidte Frau und wurde häufig zu schwierigen Unterhandlungen gebraucht. Als die Franzosen noch in Mexiko waren, war sie häufig im Lager der Feinde in allen möglichen Verkleidungen. Ihre Nachrichten waren stets so zuverlässig und kamen immer so zu richtiger Zeit, daß die Liberalen ihr den Namen „Schutzengel“ gaben. Sie war etwa dreißig Jahre alt, von mittlerer Größe und schlank gebaut; ihr Gesicht war mager, ihre Stirn breit, ihre Augen dunkel und ihr ganzes Gesicht strahlte von Verstand und Energie.

Als die obenerwähnten Vorschläge ihr mitgetheilt wurden, erklärte Baron Magnus zugleich, daß er alle Kosten für Reisen, Eskorten oder was immer es sein möge, zu jedem Betrage bezahlen werde.

Madame Baz sagte, sie wolle mich selbst zu Porfirio Diaz begleiten und versuchen, ihn zu bewegen, auf die angegebenen Bedingungen einzugehen, sie könne jedoch vor morgen nicht abkommen, da sie auf Nachricht von ihrem Manne warten müsse.

Ich hatte Oberst Leon versprochen, zurückzukommen und ihm die Ansicht der fremden Offiziere mitzutheilen, und fürchtete, daß er mißtrauisch gegen mich werden

möchte, wenn ich zu lange in der Stadt bliebe. Ich verließ daher Mexiko wieder und ging nach Casa San Jago Colorado, wo ich Oberst Leon traf. Er sagte mir, daß er Porfirio Diaz gesprochen und ihm meine Pläne mitgetheilt habe. Der General hatte, wie es schien, diese Angelegenheit dem Obersten —?— übertragen, welchem ich die Meinung der Offiziere sagen sollte. Ich unterrichtete Oberst Leon davon, daß Madame Vaz am nächsten Tage selbst mit mir zu Porfirio Diaz gehen werde; allein er drang darauf, daß ich den Obersten sähe, und wir fuhren nach Tacubaya, wo das Hauptquartier desselben war. Der Oberst erwartete mich; doch als ich ihm sagte, daß ich am nächsten Tage mit Madame Vaz kommen werde, gestattete er mir, nach Mexiko zurückzukehren, wo ich vor Abend zu sein versprochen hatte.

Es war unterdessen dunkel geworden, und als ich mit meinem Mädchen und Jimmy mich der Garita näherte, rief die Schildwache: „Werda!" — In meiner Ueberraschung beging ich einen bösen Irrthum, denn anstatt zu antworten: „gut Freund" (amigo), rief ich entschlossen: „der Feind!" — (enimigo). Der Posten antwortete mit einem Schuß, aber die Kugel flog vorbei. Da ich jedoch eine wirksamere Wiederholung der Dosis fürchtete, so suchte ich Schutz hinter einem Bogen der Wasserleitung, die dort vorbeiläuft, und Margarita, vor

Angst ganz von Sinnen, kniete nieder und betete zu allen Heiligen des Kalenders.

Um Denen am Thor zu verstehen zu geben, daß ich durchaus kein enemigo sei, rief ich den Soldaten zu und schrie: „Viva Maximiliano!“ Dießmal hörte mich der alte Oberst Campos und kam heraus, mich zu holen. Er war ein Bekannter von mir und hatte versprochen, auf mich am Thor zu warten, erwartete mich jedoch früher. Er war ganz unglücklich darüber, daß einer seiner Soldaten nach mir geschossen hatte.

Als ich am nächsten Morgen zu Madame Baz ging, sagte sie, sie müsse bis zwei Uhr warten, zu welcher Zeit sie von ihrem Manne hören würde. Als ich wieder zu ihr kam, theilte sie mir mit, daß ihr Mann in der Nacht zu General Escobedo vor Queretaro geschickt worden sei, und daß sie mich daher nicht begleiten könne; sie wolle jedoch einen Boten mit einem Brief an Porfirio Diaz senden und ihm in demselben sagen, daß ich wirklich von dem preußischen Minister und den fremden Offizieren abgesandt sei. Ich versuchte alles Mögliche, sie zum Mitgehen zu bewegen, allein sie wollte nicht. Ich hatte daher allein zu gehen. Oberst Leon und die Anderen warteten auf mich mit einer Eskorte, um mich und Madame Baz zu Porfirio Diaz zu bringen.

Da ich seit drei Tagen meine Kleider nicht gewechselt

hatte und überdieß zu Pferde zu Porfirio Diaz gehen sollte, dessen Hauptquartier einige Meilen von Tacubaya entfernt war, so ging ich nach Hause zu Madame Hube. Da ich ihr nicht sagte, was ich vorhatte, so war sie sehr böse auf mich, denn die absurdesten Gerüchte über mein Handeln waren ihr zu Ohren gekommen. So sehr mir auch das Mißfallen der guten lieben Dame zu Herzen ging, dachte ich doch, ich wolle sie einstweilen denken lassen was ihr gefiele, und sagte ihr nur, daß ich in das Hauptquartier des Generals gehe, worauf sie antwortete, daß ich Herrn Hube ebenfalls dort finden würde.

Oberst Leon war so freundlich, mir seinen schönen mexikanischen Rappen zu leihen, und ich erreichte bald das Städtchen San Guadelupe. Dort im Hauptquartier des Generals der Liberalen warteten fünfzig Leute, die ihn sprechen wollten, und unter ihnen war Herr Hube, der mich mit einem sehr ernsthaften Gesicht ansah. Als ich ihm indessen sagte, daß ich von den fremden Offizieren abgeschickt sei, um wegen Uebergabe unter gewissen Bedingungen zu unterhandeln und ihn bat, mir als Dolmetscher zu dienen, machte er gleich ein freundliches Gesicht und lobte mich über Verdienst. Ich schickte meine Karte zu Porfirio Diaz hinein und wurde augenblicklich vorgelassen.

Der General ist ein Mann von mittlerer Größe,

einem ganz angenehmen Gesicht und schwarzen, sehr intelligenten Augen. Er trug einen blauen Uniformsrock mit gelben Knöpfen, dunkelblaue Beinkleider und hohe Stiefel. Er empfing mich sehr höflich und gab mir die Hand. Er sagte, seine Offiziere hätten ihm mitgetheilt, daß ich von den fremden Offizieren Bedingungen in Bezug auf die Uebergabe anzubieten käme, und daß er bereit sei zu hören, was sie zu sagen hätten. Ich fragte, ob er einen Brief von Madame Baz erhalten habe, was er bejahte, allein er erwartete natürlich mehr detaillirte Vorschläge.

Herr Hube sprach darauf und that dieß mit viel Gefühl und in der trefflichsten Weise. Er beschwor den General, die Bedingungen anzunehmen, welche sogleich allem Blutvergießen ein Ende machen würden; zählte ihm alle Folgen und Vortheile eines solchen Verfahrens auf, und der alte Herr fühlte so sehr Alles was er sagte, daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Dem General gefiel der vorgeschlagene Waffenstillstand von sieben Tagen nicht, und ich erfuhr später, daß er mir nicht glaubte. Er hatte die Ueberzeugung, daß ich nur nach Queretaro gehen wolle, um Botschaft von der Garnison von Mexiko dorthin zu bringen, welche einen Angriffsplan gegen die Liberalen zur Folge haben möchte. Ich kann mich nicht darüber wundern, daß der General

das dachte, denn er wußte, wie Madame Baz es machte und glaubte, daß ich in derselben Weise im Interesse des Kaisers verfahren würde. Von Marquez war er vollkommen versichert, daß derselbe den Waffenstillstand benutzen würde, die Stadt zu befestigen.

Der General erwiederte daher, daß es nicht in seiner Macht liege, Versprechungen in Bezug auf den Kaiser oder die Truppen in Queretaro zu machen. Er befehlige nur die eine Hälfte der Armee und könne nur wegen Mexiko unterhandeln. Er wolle die Uebergabe dieser Stadt unter keinen Bedingungen annehmen, denn er sei versichert, daß er sie bekommen werde, und er wolle Marquez und Andere nicht entwischen lassen, die gehängt zu werden verdienten. Wenn jedoch die fremden Truppen herauskommen und sich ergeben wollten, so wolle er ihnen Leben und Freiheit gewähren, und Alles, was sie mit sich nehmen könnten, außer Waffen. Er wolle sie auf Kosten der Regierung nach irgend einem Hafen zur Einschiffung nach Europa bringen lassen. Wenn ich indessen entschlossen sei, nach Queretaro zu gehen, so wolle er mir einen Paß und einen Brief an Escobedo geben, dem es überlassen bleiben müsse, ob er mir gestatten wolle, in die Stadt zu gehen.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, und nachdem ich mit dem General Kaffee getrunken hatte, bestieg ich

mein Pferd, um nach Mexiko zurückzukehren, zu hören, was die fremden Offiziere auf die Vorschläge von Porfirio Diaz zu sagen hätten. Da es heller Tag war, und das Thor, aus welchem ich gekommen, gegen vier Meilen von Guadelupe entfernt lag, so beschloß ich, durch das Thor von Guadelupe nach Mexiko zu reiten. Eine von einem Offizier befehligte Eskorte begleitete mich so weit, wie sie sich heranwagen durfte, und nachdem ich mein weißes Taschentuch an meiner Reitpeitsche als Parlamentärflagge befestigt hatte, ritt ich im Galopp nach der Garita.

Als ich über eine kleine Brücke vor der Befestigung kam, so nahe, daß ich die Gesichter der Soldaten erkennen konnte, feuerte der Posten auf mich, was ich für einen Wink hielt, still zu halten. Ich hielt daher an und erwartete, daß der Offizier Jemand heraussenden werde, mich zu examiniren. Ich sah die Soldaten die Brustwehr besetzen, hatte jedoch nicht die geringste Idee von dem, was sie beabsichtigten, als sie plötzlich eine Lage auf mich abfeuerten. Die Kugeln pfiffen um meinen Kopf herum, eine streifte sogar mein Haar, andere gingen in die Erde. Ich war darüber mehr ärgerlich als erschrocken, denn es war doch gar zu dumm, auf eine einzelne Frau zu feuern, als ob ich ihre Batterie hätte stürmen können. Mein erster Impuls war der, auf die Feiglinge einzureiten und ihnen meine Reitpeitsche um die langen Ohren zu hauen;

als ich jedoch das Klappern der Hufe meiner Eskorte hinter mir hörte, die zu meiner Unterstützung herbei kam, und sah, daß die Soldaten in der Batterie abermals ihre Gewehre in großer Eile luden, wollte ich Andere nicht in Gefahr bringen und kehrte um.

Mein kleiner Mexikaner schoß wie ein Pfeil dahin, und ich beugte meinen Kopf auf seinen Hals. Die Elenden sandten mir eine Lage nach, verwundeten aber glücklicherweise weder mich noch mein Pferd.

Später erfuhr ich, daß die Batterie mit rohen Rekruten bemannt war, Indianer, welche nicht wußten, was das weiße, an meiner Reitpeitsche befestigte Taschentuch bedeutete, und als ich ankam, war der Offizier gerade in einer Schenke, eins zu trinken. Marquez hörte, daß man auf eine Parlamentärflagge gefeuert habe, ohne indessen zu wissen, daß ich es war, und der Offizier wurde bestraft.

Fünfundzwanzig Mann und fünf oder sechs Offiziere der Liberalen kamen mir entgegen; sie waren Alle sehr besorgt und konnten kaum glauben, daß ich nicht verwundet sei. Da ich nicht wieder einem Pelotonfeuer mich aussetzen wollte, so entschloß ich mich, an das Thor zu reiten, wo Oberst Campos befehligte, und General Porfirio Diaz war so gütig, mir eine Eskorte von zehn Mann mitzugeben.

Ehe wir jedoch die Garita erreichten, überfiel uns ein entsetzliches Gewitter, welches mich vollständig durchnäßte, und anstatt nach Mexiko zu gehen, ging ich nach Tacubaya, wo mich Madame Hube mit offenen Armen empfing, denn ihr Mann hatte ihr mitgetheilt, auf welche Art von Abenteuern ich ausgewesen war.

Der nächste Tag, der 19. April, war Charfreitag, und weder Pferd, Maulesel noch Wagen darf sich in der Stadt Mexiko zeigen. Es war indessen dringend nöthig, die Meinung des Baron Magnus und der fremden Obersten zu hören, und ich daher genöthigt, mehrere Meilen in der Sonnenhitze zu Fuß zu gehen.

Ich besuchte zuerst Baron Magnus und dann die Obersten, und theilte ihnen die Anerbietungen von Porfirio Diaz mit; allein sie sagten, daß sie dieselben nicht annehmen könnten, ehe sie nicht den Willen des Kaisers vernommen hätten. Ich schlug daher vor, auf meine eigene Verantwortlichkeit nach Queretaro zu gehen, allein Baron Magnus widersetzte sich dem und wollte selbst nicht leiden, daß ich Mexiko wieder verließe. Er wollte, daß ich wenigstens einige Tage bliebe, in der Hoffnung, daß wir unterdessen etwas Bestimmtes von Queretaro hören würden. Da ich Porfirio Diaz versprochen hatte, zurück zu kommen, so wollte ich nicht so lange in Mexiko bleiben, allein endlich gab ich dem Andringen des Barons

nach. Dieser schien zu befürchten, daß Marquez von dem, was vorgehe, Nachricht erhalten habe, und daß ich auf meinem Wege arretirt werden möchte.

Als ich im Lager der Liberalen war, hatte mir Oberst Leon gesagt, daß er einige bei San Lorenzo gefangene Kaiserliche unter sich habe, denen es an Nahrung und selbst an Kleidung mangele, und die überhaupt in der traurigsten Verfassung wären. Wenn ich in Mexiko etwas für dieselben thun und ihnen Kleider und Geld bringen könne, so wolle er gern gestatten, daß ich es ihnen selbst bringe. Ich redete deßhalb mit Baron Magnus und den österreichischen Offizieren, und wir sammelten zu diesem Zweck hundert Dollars, welche mir übergeben wurden.

Am Morgen des 24. April schickte mir der Gesandte seinen Wagen und ich fuhr nach der Garita. Von dort ging ich nach der Casa Colorado, wo ich Oberst Leon sprach, dem ich sagte, daß ich etwas Geld für die fremden Gefangenen habe. Er führte mich selbst in das Schloß von Chapultepec und rief die Gefangenen herein. Sie waren ein Hauptmann Rudolf Spornberger mit verschiedenen Sergeanten, zusammen fünfzehn Personen. Sie hatten kaum irgend welche Kleidung und waren wirklich in einem elenden Zustand. Ich gab dem Hauptmann fünfundzwanzig Dollars und jedem der Anderen fünf

Dollars, worüber sie quittirten. Ich habe die Quittung noch, zum Beweis, daß ich meinen Auftrag nicht vergessen hatte.

Von Chapultepec ging ich nach Tacubaya. An der Manier der Offiziere und Soldaten der Liberalen sah ich, daß da irgend etwas nicht richtig war, und als ich in das Haus zu Madame Hube kam, fand ich Alle in Thränen und großer Angst. Ich weiß nicht, was während meiner Abwesenheit vorgegangen war, allein am 24. April erließ Porfirio Diaz einen Befehl, nach welchem alle Personen, die Mexiko unter dem Vorwand von Unterhandlungen verließen, erschossen werden sollten: da ich nun in dieser Lage war, so sahen sie mich bereits in meinem Grabe.

Ich wollte sogleich zum General gehen, um mich wegen meiner langen Abwesenheit zu entschuldigen; aber Madame Hube wollte mich nicht gehen lassen und hielt mich mehrere Stunden zurück, als plötzlich ein vierspänniger Wagen vor der Thür hielt, und ein Offizier mir mittheilte, daß er den Befehl habe, mich augenblicklich in das Hauptquartier des Generals zu bringen. Das verursachte natürlich großes Lamentiren bei Hubes, allein ich mußte Folge leisten, und nachdem ich einige Kleidungsstücke eingepackt hatte, stieg ich mit Margerita und Jimmy in den Wagen.

Als ich bei dem Hauptquartier ankam, überbrachte mir ein Adjutant von Porfirio Diaz den Befehl, die Republik Mexiko sogleich zu verlassen, übergab mir einen Paß und ersuchte mich, einen Hafen anzugeben, von dem ich absegeln wolle, und wohin ich durch eine Eskorte gebracht werden solle.

Dieses ganze Arrangement paßte mir durchaus nicht, und ich beschloß, es zu vereiteln. Ich wünschte daher General Porfirio Diaz zu sehen, da irgendwo ein Mißverständniß stattfinden müsse, welches ich aufzuklären wünsche. Der General wollte mich jedoch nicht sehen und der Adjutant bestand auf meiner Abreise. Ich erklärte jedoch, daß ich gutwillig nicht gehen werde. Sie könnten mich erschießen oder mich in Ketten legen, aber sie würden mich nicht zwingen, das Land zu verlassen.

Mein Entschluß setzte sie in große Verlegenheit und sie wußten nicht, was sie thun sollten; ich jedoch blieb von sechs Uhr Abends bis Mitternacht im Hauptquartier, entschlossen, den General zu sprechen. Endlich wurde ich in einem Privathause bei einer sehr freundlichen mexikanischen Familie einquartiert, allein eine Wache vor meine Thür gestellt.

Am Morgen des 26. April hielt mein Wagen abermals vor der Thür, und der Offizier, der mich eskortiren sollte, bestand auf meiner Abreise. Ich rührte mich

jedoch nicht, sondern sandte meine Empfehlung an General Porfirio Diaz und bat ihn um Erlaubniß, nach Queretaro gehen zu dürfen. Er sandte mir aber eine abschlägige Antwort, und ich blieb entschlossen wo ich war.

Am Nachmittag kam Madame Hube mit noch einigen Kleidern für mich und ebenfalls General Baz, der von Queretaro zurückgekehrt und der ein großer Freund von Hubes war. Er war so gütig, zu dem kommandirenden General zu gehen und ihn zu fragen, was ihn in Bezug auf mich so strenge mache.

Nun erfuhren wir den Grund all' dieses harten Verfahrens gegen mich. Porfirio Diaz sagte, ich hätte mein Wort gebrochen und versucht, seine Offiziere mit Geld und schönen Worten zu bestechen, was ein großes Verbrechen wäre, und daß ich eine viel zu gefährliche Person sei, als daß man mir gestatten könne, in Mexiko zu bleiben.

General Baz arrangirte die Dinge indessen und nöthigte Porfirio Diaz für mich die Erlaubniß ab, nach Queretaro zu Escobedo zu gehen, aber er wollte mir keine Eskorte geben. Escobedo möge mit mir machen was er wolle, und mir entweder gestatten, nach Queretaro hineinzugehen, oder mich weiter schicken.

General Baz war ein sehr angenehmer Mann, der

mehr wie ein Franzose aussah und sich benahm, als wie ein Mexikaner. Obwohl seine Art und Weise äußerst freundlich war, so war sie doch würdevoll, und beide Parteien mochten ihn gleich gern. Er war gegen mich außerordentlich gütig und that alles nur Mögliche, meine Reise nach Queretaro zu erleichtern. Er gab mir siebenunddreißig Empfehlungsbriefe an Besitzer von Haciendas, Postmeister, Hotelbesitzer und Offiziere.

Herr Smith, ein Kaufmann und Direktor oder Superintendant der Eisenbahn, gab mir vier sehr gute Maulthiere und seinen Kutscher, und ich verschaffte mir einen entsetzlichen, gelben, vorsündflutlichen Fiaker von Tacubaya.

Die Straße zwischen Mexiko und Queretaro war von Räubern sehr unsicher gemacht, und die Reise, welche etwa vier Tage erforderte, war ziemlich gewagt. Mein gut Glück stand mir indessen bei. Ein Herr von der liberalen Partei, Herr Para, der drei Tage gereist war, Porfirio Diaz zu sprechen, ohne seinen Zweck zu erreichen, ging nach Hause zurück und erbot sich, mich zu eskortiren, was ich um so lieber annahm, als er einen berittenen, bewaffneten Diener und einen Kutscher bei sich hatte. Porfirio Diaz hatte nichts gegen seine Begleitung einzuwenden.

Unter vielen Thränen nahm ich von Madame Hube

Abschied und trat meine Reise am 27. April an. Die ganze Gesellschaft bestand aus meinem Begleiter, seinem bewaffneten Diener, zwei unbewaffneten Kutschern, meinem Mädchen und Jimmy. Ich hatte meinen kleinen, siebenläufigen Revolver und nur drei Unzen Gold in meiner Tasche.

Die Briefe, die mir General Baz gegeben hatte, waren von großem Werth für mich. Ich wurde überall mit der größten Freundlichkeit und Gastfreiheit aufgenommen und hätte nicht besser behandelt werden können, wäre ich eine Königin gewesen.

Am Morgen', noch vor Sonnenaufgang, verließ ich San Franzisko, und als wir eine Weile gefahren waren und die Sonne gerade aufging, sah ich einen dunklen Gegenstand von einem Baum herabhängen. Den Kopf aus dem Wagen steckend, sah ich zu meinem Entsetzen, daß es ein Offizier der Liberalen war, dessen Kopf und Gesicht mit einer schwarzen Kappe bedeckt war und dessen Blut am Körper herunter lief. Von Ekel erfüllt, sah ich zum andern Fenster hinaus und sah dort an einem andern Baume einen andern Offizier hängen, welcher einen noch scheußlicheren Anblick bot. Diese zwei Leute waren ein Oberstlieutenant und ein Major der Liberalen, die ein Verbrechen gegen ein junges Mädchen begangen und, als der Vater versuchte, sein Kind zu rächen, ihn

getödtet und ihm die Zunge ausgeschnitten hatten. Nach mexikanischer Sitte wurden sie auf dem Fleck erschossen, auf welchem sie das Verbrechen begangen hatten und als warnendes Beispiel für einige Zeit an Bäume aufgehängt. Ich konnte lange nicht den schauderhaften Eindruck los werden, welchen dieser Anblick auf mich machte.

V.

Als ich auf der Höhe der Cuesta China ankam, konnte ich ganz Queretaro überblicken, und von der Stadt aus hatte man, wie ich später erfuhr, meine vierspännige, gelbe Kutsche ebenfalls bemerkt und mich für Juarez gehalten.

So wenig ich auch von der Kriegskunst verstehe, so schien es mir doch sehr unzweckmäßig, einen Platz wie Queretaro gewissermaßen zum Schlüsselpunkt des ganzen Krieges zu machen. Die Stadt ist von Hügeln umgeben, welche für die Anlage von feindlichen Batterieen besonders günstig sind und von denen man jede Straße und jedes Haus sehen kann. Es ist eine förmliche Mäusefalle.

Als ich nach der Hacienda de Hercules fuhr, die Herrn Rubio gehörte, an welchen einer der Briefe des General Baz gerichtet war, erwartete ich jeden Augenblick, daß man aus der Stadt auf mich feuern würde, denn ich war überall in Schußweite.

Das Hauptquartier des Generals Escobedo lag auf

der andern Seite des kleinen Rio Blanca genannten Flusses auf dem Abhange eines Hügels, welcher La Cantera heißt. Da ich einen Brief an ihn hatte und begierig war, ihn zu sehen, so zog ich mich schnell um, da ich hinzureiten hatte. Ich verschaffte mir zwar ein Pferd, allein ein Damensattel war nicht aufzutreiben und ich mußte, obwohl nach Damenart, auf einem gewöhnlichen, hölzernen, mexikanischen Sattel reiten, was keineswegs angenehm war. Der Herr, der mich von Mexiko begleitet hatte, war vor mir nach dem Hauptquartier gegangen und hatte dort meine Ankunft gemeldet. Er war gewissermaßen für mich verantwortlich gemacht worden, da ich eine Art von Gefangene war.

Als ich hielt und meine Karte dem General hineinsandte, trat aus einer in der Nähe stehenden Gruppe von Offizieren ein junger, blonder Hauptmann auf mich zu und begrüßte mich als eine Bekannte aus den Vereinigten Staaten, obwohl ich mich durchaus nicht seines Gesichtes erinnerte. Es war dieß ein Hauptmann Enking, der in der deutschen Division der amerikanischen Armee gedient und mich einst eskortirt hatte, als ich General Blenker's Lager besuchte. Dieser Mensch hatte sich, wie mir später gesagt wurde, gerühmt, daß er mich sehr genau kenne, obwohl ich mich, wie gesagt, nicht einmal seines Gesichtes erinnerte. Bei einer spätern Gelegenheit benahm er sich

in der verächtlichsten Weise und schien weder von seinen Kameraden noch von dem General geachtet zu werden, denn als er sich als Dolmetscher anbot, lehnte Escobedo seine Dienste ab und schickte nach einem mexikanischen Offizier, der gut Englisch sprach. Dieser Hauptmann wurde von Escobedo in Arrest geschickt, als er bei der Einnahme von Queretaro mit seinen Leuten Privathäuser plünderte und sich Privateigenthum zueignete.

Als ich einst Escobedo ersuchte, mir einen Offizier als Eskorte mitzugeben, schickte er mir diesen Hauptmann, den ich mit großer Entrüstung zurückwies, so daß er sich beschämt entfernen mußte. Escobedo hatte ihn ausdrücklich zu diesem Zwecke zu mir geschickt.

General Escobedo empfing mich sogleich in einem sehr kleinen, außerordentlich elenden Zelt, welches auf Stöcken stand und keine anderen Möbel hatte als einen rohen Brettertisch und einige Kisten anstatt Stühlen. Der General trug eine ähnliche Uniform wie Porfirio Diaz, nur mit mehr Goldstickerei und mehr Knöpfen. Er empfing mich sehr freundlich; ich sagte ihm, ich habe gehört, daß mein Mann verwundet sei, und bat ihn um Erlaubniß, in die Stadt gehen zu dürfen. Der General erwiederte, er glaube nicht, daß mein Mann verwundet sei und daß er mir die gewünschte Erlaubniß nicht geben könne. Alles was er mir geben könne, sei ein Brief an Präsident

Juarez in San Luis Potosi, der vielleicht bewilligen werde, was ich wünsche. Er sagte, daß er meinen Mann sehr wohl kenne und daß derselbe ein sehr tapferer Offizier sei, wie er zu seinem sehr großen Schaden kennen gelernt habe. Er versprach, ihn gut zu behandeln, wenn er in seine Hände fallen sollte, und daß ich ihn würde pflegen dürfen, wenn er verwundet sein sollte.

Der General überließ es mir, ob ich mit der am folgenden Morgen abfahrenden Diligence reisen oder bis zum Abgang der nächsten bei Herrn Rubio bleiben wolle. Nachdem ich überlegt hatte, daß mein Bleiben vor Queretaro nichts nützen könne, entschloß ich mich, am folgenden Morgen nach San Luis Potosi abzureisen.

Die Diligence ging einige Meilen von Queretaro ab. Als ich an dem Ort der Abfahrt vor drei Uhr Morgens ankam, traf ich dort Oberstlieutenant Aspirez, der mir mittheilte, daß General Escobedo ihm aufgetragen, mich nach San Luis zu eskortiren und zum Präsidenten zu begleiten. Er hatte bereits Billets für mich und mein Mädchen genommen, und wir reisten um drei Uhr ab.

Nach einer dreitägigen Reise kamen wir in San Luis Potosi an, und ich gab meinen Brief des Generals Baz an den Militärgouverneur der Stadt ab, welcher mich in schönen Zimmern in einem Hause einquartierte, welches Jemand von der kaiserlichen Partei gehörte.

Ich ging dann mit Oberstlieutenant Aspirez zum Präsidenten. Als ich in seinen Palast kam, wurde ich von einem seiner Adjutanten empfangen, der mich bei der Hand nahm und mich, als ob er mich zum Kontretanz führe, in ein großes Empfangszimmer brachte. Hier machte der Adjutant ein erstaunlich tiefes Kompliment und ließ mich allein mit Aspirez.

Nach einigen Augenblicken trat Präsident Juarez ein, begleitet von Herrn Iglesia, einem seiner Minister, der vortrefflich Englisch sprach.

Juarez war ein Mann, ein wenig unter Mittelgröße, mit einem dunkelfarbigen indianischen Gesichte, welches nicht entstellt, sondern nur interessanter gemacht wurde durch eine über dasselbe laufende große Narbe. Er hatte sehr schwarze durchdringende Augen und machte den Eindruck eines Mannes, der viel denkt und lange und sorgfältig überlegt, ehe er handelt. Er trug hohe, altenglische Krägen, sogenannte „Vatermörder", mit einem schwarzen Halstuch und schwarze Tuchkleidung.

Der Präsident gab mir die Hand, führte mich nach dem Sopha, auf welchem sich Jimmy bereits etablirt hatte und sagte, er sei bereit zu hören, was ich ihm zu sagen habe.

Herr Iglesia, der den Dolmetscher machte, sah mehr wie ein dunkelhaariger Deutscher mit einer Brille, als

wie ein Mexikaner aus. Er war in seiner äußeren Erscheinung und in seinem Benehmen durchaus ein Gentleman, der in seinem wohlwollenden Gesichte viel Theilnahme zeigte.

Ich erzählte Herrn Juarez Alles, was sich in Mexiko zugetragen, und was ich zu thun beabsichtigt hatte, um dem schauderhaften Blutvergießen ein Ende zu machen, und bat ihn um Erlaubniß, nach Queretaro gehen zu dürfen.

Der Präsident sagte, daß ihm General Porfirio Diaz keine Details mitgetheilt habe, daß ich aber etwas sehr Gefährliches begangen haben müsse, da mir befohlen worden sei, so plötzlich das Land zu verlassen. Er könne mir keine Antwort geben, ehe er nicht besser informirt sei. Wenn ich mit Oberstlieutenant Aspirez zu Herrn Rubio zurückkehren wolle, so möge ich das thun und dort seine Antwort erwarten, oder in San Luis bleiben.

Ich erwiederte, daß ich es mir überlegen und ihm morgen eine Antwort geben werde. Der Präsident gab mir seinen Arm und begleitete mich durch alle Zimmer bis an die Treppe, wo er mich mit einer tiefen Verbeugung entließ.

Da ich keine Erlaubniß erhielt, nach Queretaro hineinzugehen, so hielt ich es für besser, in der Nähe des Präsidenten zu bleiben, wo ich stets die frischesten Neuigkeiten hörte und denengemäß zu handeln auf dem Fleck war.

Als jedoch Oberstlieutenant Aspirez abgereist war, besann ich mich anders und beschloß, zu Herrn Rubio zurückzukehren. Ich ging daher wieder zum Präsidenten und sagte es ihm, allein er wünschte, daß ich in San Luis bleiben möchte, da Queretaro in einigen Tagen fallen müsse. Ich blieb daher, hörte jedoch nichts Neues bis zum 15. Mai, wo das Läuten aller Glocken und entsetzlicher Kanonendonner irgend ein großes Ereigniß verkündeten.

Am nächsten Morgen besuchte mich ein Herr, der mir mittheilte, daß Queretaro für dreitausend Unzen an die Liberalen verkauft worden sei von einem Obersten Lopez und einem Manne aus San Luis, Namens Jablowski; daß der Kaiser ein Gefangener und mein Mann verwundet sei. Diese Nachricht betrübte mich natürlich sehr und ich ging augenblicklich zum Präsidenten, die Erlaubniß zu erbitten, nach Queretaro reisen zu dürfen. Er war indessen bei einem Diner, und ich konnte ihn nicht sprechen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, ohne seine Erlaubniß abzureisen. Dieß that ich und kam wohlbehalten am 19. Mai in Queretaro an, vier Tage nach der Uebergabe dieser Stadt.

Ich stieg im Diligencias-Hotel ab, wo mein Mann wohl gekannt war. Es war zwischen sechs und sieben Uhr Abends und zu spät, General Escobedo zu sehen,

der sein Quartier in der Hacienda de Hercules genommen hatte, die ziemlich weit von Queretaro entfernt ist.

Da ich am nächsten Morgen keinen Wagen bekommen konnte, so war ich genöthigt, zu reiten. Ein Damensattel war nicht zu haben; allein es stand gerade vor der Thür das gesattelte Pferd eines Obersten, welches mir angeboten wurde, und ich ritt auf demselben nach dem Hauptquartier, gefolgt von einem indianischen Diener.

Der General empfing mich sehr freundlich, gab mir die Hand und sagte, daß er sich freue, mich zu sehen. Ich bat ihn um eine Ordre, meinen Mann und den Kaiser zu sehen, und schickte sogleich nach Oberst Villanueva von seinem Stab und ersuchte ihn, mich in das Gefängniß zu begleiten.

Ehe ich dorthin ging, kehrte ich erst nach meinem Hotel zurück, um mein Reitkleid mit einem andern Anzug zu vertauschen, und dann ging ich mit dem Obersten nach dem Kloster San Teresita. Wir kamen dort zwischen zehn und elf Uhr an, gingen über einen Hof und eine außerordentlich schmutzige und schauderhaft riechende Treppe hinauf. Dieß und der überall herrschende wüste Lärm machten mich förmlich schwindlig.

Wir traten nun in ein kleines schmutziges Zimmer, wo auf Kokosdecken mehrere Offiziere an der Erde lagen, die alle sehr vernachlässigt aussahen. Als ich nach meinem

Manne fragte, sagte mir ein kleiner höflicher Herr, Herr Blasio, daß der Prinz beim Kaiser sei und sogleich zurückkommen werde. Er hatte kaum ausgesprochen, als mein Mann kam. Er war nicht rasirt, trug einen mehrere Tage alten Kragen und sah überhaupt aus, als sei er aus der Müllgrube gekommen, obwohl nicht schlechter als seine Kameraden. Ihn unter solchen Umständen zu sehen, machte mich sehr traurig und ich weinte und wurde in seinen Armen fast ohnmächtig.

Mein Mann verließ mich, um mich dem Kaiser zu melden, der ihm gesagt hatte, daß er mich zu sehen wünsche. Derselbe hatte schon vor der Uebergabe sehr an der Dysenterie gelitten und war krank im Bett; aber unter solchen Umständen haben alle diese sozialen Förmlichkeiten, welche das Leben so unbequem machen, ein Ende. Salm warnte mich, den Tod des Generals Mendez nicht zu erwähnen, der vor einigen Stunden erschossen worden war.

Ich werde niemals dieses erste Zusammentreffen mit dem Kaiser vergessen, den ich niemals gesprochen hatte; die Kaiserin hatte Mexiko mehrere Monate vor meiner Ankunft verlassen und Damen wurden am Hofe nicht empfangen. Wie unsere Zusammenkunft in Chapultepec verhindert wurde, habe ich erzählt. Ich fand ihn in einem erbärmlichen, leeren Zimmer im Bette und er sah

krank und blaß aus. Er empfing mich mit außerordentlicher Güte, küßte meine Hand, drückte sie in der seinigen und sagte, wie froh er sei, daß ich gekommen. Da er noch nichts Zuverlässiges von Marquez und Mexiko gehört hatte, so interessirte ihn Alles, was ich erzählte, außerordentlich. Er war sehr entrüstet über Marquez' Benehmen, der sich Rechte anmaßte und eine Herrschermiene annahm, die keinem Unterthanen gestattet werden konnte, verlieh Orden und Titel, als sei er der Kaiser.

Ich sprach von meinen Unterhandlungen mit Porfirio Diaz und den Obersten in Mexiko, von meinem Besuch in San Luis Potosi und der Unterredung mit Juarez, Alles Dinge, die den Kaiser höchlich interessirten.

Die Lage des Kaisers, besonders bei seinem Gesundheitszustand, schien mir, als ich Alles um mich betrachtete, äußerst erbärmlich; ich war daher sehr begierig, sie zu verbessern und fragte, ob er in dieser Beziehung noch keine Schritte gethan habe. Escobedo hatte ihm einen Besuch gemacht, allein in Bezug auf Absichten der Liberalen nichts geäußert. Ich erbot mich, im Namen des Kaisers mit Escobedo zu reden und zu versuchen, ob ich ihm nicht billige Maßregeln abgewinnen könne. Ich wollte ihn veranlassen, Se. Majestät zu besuchen, oder wenn der Kaiser wohl genug wäre, auszugehen, ihn an irgend einem andern Ort zu empfangen. Das Nächste

war jedoch, es dem Kaiser und meinem Manne etwas behaglicher zu machen und besonders für sie frische Wäsche zu kaufen, die sie sehr nöthig hatten und sehr entbehrten.

Ich ging sogleich zu Escobedo und fand ihn in sehr guter Stimmung, da er die Ankunft seiner Schwestern erwartete, die er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Er sagte, daß er an dem Tage nicht ausgehen könne, daß der Kaiser aber willkommen sei, wenn er ihn, begleitet von mir und meinem Manne, besuchen wolle. Während Oberst Villanueva ausging, einen Wagen zu besorgen, kaufte ich die nöthige Wäsche und kehrte damit nach San Teresita zurück.

Der Kaiser war aufgestanden. Er gab mir den Arm, und gefolgt von meinem Manne und Oberst Villanueva gingen wir hinunter in die Straße, wo wir den hübschen Wagen des Herrn Rubio und eine Eskorte von vier Reitern fanden. Auf unserem Wege die Treppe hinunter hatten sich alle Gefangene versammelt, den Kaiser zu sehen, den sie mit Liebe und Ehrfurcht grüßten.

Hätte der Kaiser von seiner Lage eine richtige Idee gehabt, was damals durchaus nicht der Fall war, so würde er vielleicht früher an Flucht gedacht haben und nicht so viele Gelegenheiten haben entschlüpfen lassen, die sich ihm dazu darboten. Ich bin versichert, mit zweckmäßiger Anwendung von Geld hätte der Kaiser während

dieser Fahrt nach der Hacienda de Hercules entfliehen können, und die ganze Eskorte würde ihn begleitet haben. Er war indessen weit davon entfernt, sein Leben gefährdet zu glauben, obwohl das Schicksal des Kaisers Iturbide ihn gelehrt haben konnte, daß ein bloßer Titel in Mexiko keinen Schutz gewährt.

Als wir in der Hacienda de Hercules ankamen, traten wir in einen großen und schönen Garten mit einem Springbrunnen, in dessen Nähe eine Menge Offiziere der Liberalen und andere Personen standen, welche den Kaiser, der mich am Arm hatte, mit tiefen Verbeugungen begrüßten.

General Escobedo kam uns entgegen und reichte dem Kaiser die Hand. Wir gingen dann nach der rechten Seite in einen breiten Gang, wo Stühle für uns standen, und wo sich eine Unterhaltung über gleichgültige Dinge entspann, welche durch zwei Musikkorps erschwert wurde, die einen unsere Stimmen übertönenden schrecklichen musikalischen Lärm machten. Der Kaiser sagte General Escobedo, daß er meinen Mann instruirt habe, in seinem Namen einige Vorschläge zu machen, und dieser und Oberst Villanueva zogen sich zur Abmachung dieses Geschäftes zurück*).

---

*) Queretaro &c. Von Prinz Felix zu Salm-Salm. (Stuttgart, Kröner. 1868. 1. Band.)

Wir blieben bis beinahe zum Dunkelwerden in Escobedo's Hauptquartier, der mir einige Erfrischungen anbot, welche abgelehnt wurden, und kehrten nach San Teresita zurück, wie wir gekommen waren. Der Kaiser war sehr niedergeschlagen, was wohl von seinem Gesundheitszustande sich herschrieb. Ich kann an diesen Tag nicht ohne Bewegung denken und daß ich die letzte Dame war, welche der Kaiser an seinem Arm führte.

Es war die ganze Nacht hindurch ein abscheulicher Lärm in San Teresita, welcher den Kaiser am Schlafen hinderte, und er wünschte daher sehr, für sich und seinen Haushalt ein eigenes Haus zu haben. Ich war begierig, diesen Wunsch des Kaisers erfüllt zu sehen und fuhr nochmals zu Escobedo, der sehr bereitwillig zustimmte und am nächsten Morgen zu diesem Zweck ein sehr hübsch möblirtes Haus verschaffte. Die eine Hälfte desselben war für den Kaiser, die andere für die gefangenen Generale bestimmt.

Diese guten Absichten Escobedo's kamen indessen nicht zur Ausführung, denn General Refugio Gonzales, ein früherer Räuber, welcher die Wache über die Gefangenen hatte, warf dem General vor, daß er Maximilian als einen Fürsten behandeln wolle, was gegen die Instruktionen der Regierung sei, und erklärte, daß er nicht für die Sicherheit der Gefangenen verantwortlich sein wolle,

wenn man dieselben in ein Privathaus bringe. Escobedo wurde wahrscheinlich dadurch unruhig und um so mehr, als er die überzeugendsten Beweise davon hatte, daß seine Regierung entschlossen war, die Gefangenen mit der äußersten Strenge zu behandeln. Er überließ es daher Refugio Gonzales, andere Quartiere für den Kaiser und die Generale zu verschaffen, und sie wurden in das Kapuzinerkloster gebracht.

Der Kaiser wünschte, daß ich ihn dorthin begleiten sollte, und Oberst Villanueva ging zu Herrn Rubio, ihn um seinen Wagen zu bitten, den er endlich erhielt, nachdem wir zwei Stunden darauf gewartet hatten.

Als der Kaiser im Kapuzinerkloster ankam und man ihm sein Zimmer zeigte, blieb er an der Schwelle stehen und rief: „Sicherlich, das kann nicht mein Zimmer sein! Wie, — dieß ist ja ein Todtengewölbe! In der That, das ist ein böses Omen.“

Villanueva entschuldigte sich so gut er konnte und ging, um mit Refugio Gonzales zu reden; aber dieser Mann sagte: „Ja, das ist sein Zimmer, und er muß darin schlafen, wenigstens diese Nacht, damit er sich daran erinnert, daß sein Ende nahe ist.“

Es war wirklich das Pantheon oder der Begräbnißplatz des Klosters, und es ist eine ewige Schande für die mexikanische Regierung, daß sie diese Grausamkeit

gegen ihren ausgezeichneten Gefangenen gestatten konnte. Ich war empört, und so war Oberst Villanueva. Escobedo wurde von dieser Handlungsweise unterrichtet, und am nächsten Tage wurde für ein anderes Zimmer gesorgt, aus welchem der Kaiser in einen kleinen Hof gehen konnte.

Drei Tage später begann das letzte Verfahren gegen den Kaiser und er wurde in Einzelhaft gehalten. Oberst Villanueva sagte zu mir am ersten Tage: „Die Sache nähert sich ihrem Ende; nichts als Flucht könnte den Kaiser retten.“

VI.

Ich ging sehr betrübt nach Hause, und als ich Herrn Bahnsen sah, welcher von San Luis angekommen war, und sein schrecklich trübseliges Gesicht, so diente dieß nicht dazu, meine Stimmung zu verbessern.

Ich konnte die Nacht nicht schlafen, sondern überlegte fortwährend die Frage: „Was kann geschehen, den Kaiser zu retten?" Ich dachte den ganzen folgenden Tag darüber nach, und als Oberst Villanueva und Herr Bahnsen gegen Abend zu mir kamen, fragte ich sie: „Wer will nach San Luis gehen und Juarez um Aufschub bitten?"

Herr Bahnsen zuckte die Achseln und sagte: „Niemand will gehen. Um Aufschub bitten! Es ist ganz nutzlos. Sie kennen Juarez nicht. Ich kenne ihn besser. Es ist gar nicht daran zu denken."

„Nun, Oberst," sagte ich, „Sie kann ich nicht bitten, zu gehen, aber ich, ein Weib, will gehen!"

„— Sie!“ sagte Herr Bahnsen mit einem sarkasti-schen Lachen.

All' seine Bedenken und Sarkasmen hatten indessen nicht den geringsten Einfluß, und ich fragte den Obersten: „Wollen Sie mich zu Aspirez begleiten und ihn für mich um die Erlaubniß bitten, den Kaiser noch heut Abend zu sehen?“

Der Oberst war bereit. Aspirez, mein Reisegefährte auf meiner ersten Reise nach San Luis, war nun „Fis-cal“, und der Kaiser ihm speziell übergeben.

Es war elf Uhr vorüber, als wir in Aspirez' Woh-nung ankamen, und derselbe war bereits zu Bette ge-gangen; allein Oberst Villanueva weckte ihn. Ich sagte dem erstaunten Offizier, daß ich nochmals nach San Luis gehen wolle und ihn um Erlaubniß bitte, mich in Gegen-wart des Obersten Villanueva mit dem Kaiser berathen zu dürfen, was er ebenso bereitwillig als freundlich ge-stattete.

Es war Mitternacht vorüber, als wir im Kapuziner-kloster ankamen. Mein Mann schlief. Er kleidete sich sogleich an, war aber über mein plötzliches Erscheinen mitten in der Nacht ganz erschrocken, indem er fürchtete, daß irgend eine böse Nachricht mich zu ihm geführt habe. Als er jedoch meinen Plan erfuhr, erklärte er ihn für vortrefflich und ging mit mir in das Zimmer des Kaisers,

welcher seit seiner Trennung von den übrigen Gefangenen mit Niemandem als mit seinem Arzt gesprochen hatte.

Der Kaiser dankte mir sehr und billigte meine Absicht. Villanueva rieth ihm, an Juarez zu schreiben, ihn um zwei Wochen für seine Vertheidigung zu ersuchen und um die Erlaubniß, mit Rechtsgelehrten von Mexiko sich zu berathen. Der Kaiser willigte ein und unterzeichnete einen auf seinen Wunsch von Villanueva geschriebenen Brief. Diesen Brief war ich instruirt nur in Juarez' eigene Hand zu geben, und wenn dieß nicht anginge, ihn gar nicht herzugeben. Da ich sogleich abreisen wollte, so sagte ich dem armen Kaiser gute Nacht, dessen Augen voll Thränen waren. Ich war sehr ergriffen, denn ich befürchtete, daß ich sein Gesicht zum letzten Mal gesehen haben würde.

Da ich versprochen hatte, den Brief in Juarez' eigene Hand zu geben, und fürchtete, daß man Schwierigkeiten machen würde, mich zu ihm zu lassen, so hielt ich es für zweckmäßig, von Escobedo einen Einführungsbrief an den Präsidenten zu verschaffen.

Es war ein Uhr Morgens vorüber, als ich mit Villanueva und meinem Mädchen nach Escobedo's Quartier ging. Der General kehrte gerade mit Oberst Doria von einem Vergnügungsort zurück, und ich fand ihn

glücklicherweise in sehr guter Laune. Er gab mir nicht nur einen Brief an Juarez, sondern bewilligte auch meine Bitte um einen Befehl, mir die Maulthiere der Diligence zu überlassen, mit welchem ich in mein Hotel zurückkehrte, um mich für meine Reise fertig zu machen, zu welcher uns Herr Bahnsen seinen leichten Wagen zu leihen versprochen hatte. Dieser Befehl Escobedo's war in der That ein merkwürdiges Ding, denn dadurch wurde die Verbindung zwischen Queretaro und San Luis für das Publikum auf wenigstens zwölf Stunden unterbrochen.

Als ich in das Hotel kam, fand ich Herrn Bahnsen, der sein Versprechen zurücknahm. Er fürchtete, sein Wagen würde in Stücke gehen; er nannte meine Idee eine Weiberlaune und erklärte die ganze Geschichte für thöricht und unnütz. Ich war außer mir und versuchte alles Mögliche, den Wagen von Herrn Bahnsen zu bekommen, was ich endlich nach großer Mühe unter der Bedingung erreichte, daß einer seiner Associés mich begleiten solle.

Es wurde fünf Uhr Morgens, bis wir mit zwei Kutschern, wie gewöhnlich, und fünf Maulthieren aufbrachen. Diese Thiere waren es gewohnt, die schwere Diligence zu schleppen; mit solch' leichter Last hinter sich wurden sie ganz wild, und nachdem wir erst einige Meilen gemacht hatten, gelang es ihnen, gegen eine Mauer

zu rennen und die Deichsel zu zerbrechen, wodurch Herrn Bahnsen's Besorgnisse gerechtfertigt wurden.

Mein mexikanischer Begleiter war in Verzweiflung, und nach vielem Lärm und nutzlosem Lamentiren wurde die Deichsel zusammengebunden, und wir kamen so nach San Michael, wo ich es für besser hielt, die Diligence zu nehmen. Auf diese Weise reisten wir den ganzen Tag so schnell als möglich und kamen ohne weiteren Unfall in der halbwegs von San Luis liegenden Hacienda an. Es war zwölf Uhr Nachts, und ich wollte augenblicklich weiter, aber der Strohmann, den mir Herr Bahnsen als eine Eskorte aufgeladen hatte, erklärte, daß er müde sei, daß er schlafen müsse, daß die Straße von Räubern unsicher gemacht sei, kurz, daß er in der Nacht nicht weiter reisen wolle.

Ich hatte endlich nachgegeben, doch nur unter der Bedingung, daß wir um drei Uhr wieder aufbrechen wollten. — Ich war zu der Zeit auf, und Kutscher und Maulthiere waren bereit, aber meine Schlafmütze von Begleiter war nicht zu sehen, und alles Klopfen gegen seine Thür war vergeblich. Ich hatte mich schon entschlossen, ihn seinem Schlaf zu überlassen und allein zu reisen, als er endlich um sechs Uhr fein angezogen und mit Glacéhandschuhen erschien und seine Tasse Chokolade

bestellte. Ich ärgerte mich sehr und hielt mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge.

Zwischen sechs und sieben Uhr Abends kamen wir in San Luis an und stiegen in Herrn Bahnsen's Haus ab, wo wir von dessen Schwestern mit größter Freundlichkeit empfangen wurden.

Ich hatte beständig das melancholische Gesicht des hohen Märtyrers in Queretaro vor mir, welches so dankbar von seinem Bette zu mir aufsah, als ich Abschied nahm. Angetrieben von der Furcht, daß jeder verlorene Augenblick ihm das Leben kosten könne, kümmerte ich mich wenig um meine Toilette, sondern ging wie ich war zu Juarez. Er hatte in dem Augenblick eine Kabinetssitzung und konnte mich nicht empfangen, ersuchte mich indessen, den Brief des Kaisers hineinzuschicken, was ich ablehnte, da ich versprochen hatte, ihn in keine andere Hände als in die seinigen zu geben. Ich schickte ihm jedoch den Brief Escobedo's, und er ließ mir sagen, daß er mich am nächsten Morgen um neun Uhr empfangen wolle.

Der Bruder des Herrn Bahnsen begleitete mich am nächsten Tage zum Präsidenten, den ich wieder in Gesellschaft des Herrn Iglesia fand. Er nahm meinen Brief, las ihn, reichte ihn seinem Minister und sagte, daß die Zeit für das Verfahren gegen Maximilian durch das Gesetz auf drei Tage bestimmt sei, und daß er, nach-

dem er den Fall überlegt, bedauere, den nachgesuchten Aufschub nicht bewilligen zu können.

Ich wandte mich an Herrn Iglesia und sprach für den Kaiser, so gut ich es verstand. Ich erklärte es für eine Barbarei, einen Gefangenen zu erschießen, ohne ihm einmal Zeit zur Vertheidigung zu geben und ihn wie einen Hochverräther zu behandeln, während er doch in dem ehrlichen Glauben gekommen sei, daß er von dem mexikanischen Volk gerufen und erwählt worden sei. Es könne der Regierung auf einige Tage nicht ankommen, und selbst Klugheit gebiete derselben, nicht solche unanständige Eile zu zeigen. Sie möchten die Folgen bedenken, und daß nicht nur Europa, sondern die ganze civilisirte Welt über die mexikanische Regierung empört sein werde, wenn dieselbe in solch' übereilter, grausamer Art verfahre.

„Nun, Herr Juarez," schloß ich, „halten Sie Ihre Entscheidung bis heute fünf Uhr Nachmittags zurück. Sollten Sie auf Ihrem Entschluß bestehen, so will ich, Gott weiß mit wie schwerem Herzen, nach Queretaro zurückkehren."

Herr Iglesia begleitete mich an die Thür, und ich sprach mit ihm, wie es mir mein Herz eingab. Er antwortete nicht, allein die Art, wie er mir die Hand drückte, schien seinen Beistand zu versprechen.

Als ich um fünf Uhr wieder kam, ging er mir mit glücklichem Lächeln entgegen, und ohne ein Wort zu sagen, überreichte er mir den kostbaren Befehl, in welchem der Aufschub bewilligt war. Ich war so außer mir vor Freude, daß ich dem würdigen Herrn hätte um den Hals fallen können. Ich wollte Herrn Juarez sehen, um ihm zu danken, allein er war ausgegangen.

Obwohl man mir sagte, daß die Aufschubsordre nach Queretaro telegraphirt werden würde, so war ich doch sehr begierig, gleich dorthin zurückzukehren, und die Begleitung des mexikanischen Associés von Herrn Bahnsen ablehnend — der Mann muß ein stiller oder schlafender Associé gewesen sein! — nahm ich die eines andern desto lebhaftern Partners an, eines Herrn Dans, der ein sehr nützlicher und angenehmer Reisegefährte war. Da der Kutscher ihm nicht schnell genug fuhr, so nahm er selbst die Zügel.

Es war eine recht beschwerliche Reise. Die Nacht war so finster wie möglich, und wir hatten Fackeln anzuzünden, die durch den strömenden Regen ausgelöscht wurden. An vielen Stellen war die Straße so rauh und gefährlich, daß ich einige Stunden gehen mußte, was in der That bei solchem Wetter kein Spaß war. Ueberdieß hatte ich nur ein Paar dünne Stiefel, die bald von den scharfen Steinen zerschnitten waren. Glücklicherweise

hatte ich eine Menge Dinge, mich wenigstens innerlich zu erfrischen, denn die guten Schwestern des Herrn Bahnsen hatten den ganzen Wagen mit einer großen Menge von Sachen vollgestopft, nicht nur für mich und meinen Begleiter, sondern auch für den Kaiser und meinen Mann.

Ich kam in Queretaro zwischen zehn und elf Uhr Morgens an und fuhr sogleich in mein Hotel, mich umzukleiden; allein als ich hörte, daß der Kaiser noch nichts von dem Aufschub wisse, wollte ich keinen Augenblick verziehen, sondern eilte so schnell als ich konnte nach dem Kapuzinerkloster.

Ich war todmüde; meine Stiefel waren in Fetzen und meine Füße wund; mein Haar in Unordnung und mein Gesicht und meine Hände ungewaschen; ich muß wirklich wie eine Vogelscheuche ausgesehen haben; aber ich war sehr glücklich und auch ein wenig stolz.

Als ich ankam, waren einige Amerikaner beim Kaiser. Einer dieser Besucher beschrieb die Szene in einer Zeitung, und ich will seine Beschreibung geben, da die eines unbetheiligten Augenzeugen oft eine richtigere Vorstellung von einer Situation gibt, als sie eine betheiligte Person liefern könnte: —

„Man hörte draußen ein Geräusch; die schwere Thür wurde geöffnet und ein Soldat meldete: ‚La Señora!‘ —

Im nächsten Augenblick hielt Prinz Salm-Salm die Eintretende in seinen Armen. Sie war der freiwillige Bote, seine Frau, die eben aus San Luis Potosi von Juarez angekommen war. Ihr Gesicht war verbrannt und beschmutzt, ihre Schuhe waren zerrissen, ihr ganzer Körper zitterte vor Ermüdung, als sie ihre Hände auf die Schultern ihres Mannes legte. Der Erzherzog trat schnell hinzu und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Man hörte den Prinzen leise fragen: ‚Hast Du irgend etwas ausgerichtet? Was hat Juarez gesagt?‘

„‚— Sie wollen thun, was sie in den Depeschen versprochen haben. Sie haben den Aufschub bewilligt.‘ Sich an Maximilian wendend, rief sie: ‚O Majestät, ich bin so froh!‘

„Maximilian nahm die Hand der Prinzessin und küßte sie. ‚Möge Gott Sie segnen, Madame,‘ sagte er, ‚Sie sind zu gütig gegen Einen gewesen, der befürchtet, daß er es Ihnen nie vergelten kann.‘

„Die Prinzessin erzwang ein Lächeln und antwortete: ‚Seien Euer Majestät nicht zu sicher, ich werde noch hier für den Prinzen eine Gnade zu erbitten haben.‘

„‚Madame,‘ erwiederte der Erzherzog, ‚darum werden Sie nie zu bitten haben. — Aber Sie sehen erschöpft aus. Sie sind sehr müde. Wir können Ihnen wenig bieten. Prinz, Sie müssen dafür sorgen, — — ich — —‘

„Mit abgewandtem Gesicht ging Maximilian schnell an das Fenster. Es war leicht zu sehen, warum. Sein Schmerz war unterdrückt, aber beinahe hörbar. Der Prinz, der eine Hand auf der Stuhllehne seiner Frau hatte, erhob die andere stumm bittend gegen den Erzherzog und konnte kaum seine eigene Rührung bemeistern.

„Es war Zeit, der Belästigung ein Ende zu machen. Der Besucher, der bereits an der Thür stand, grüßte unbemerkt und verschwand." —

VII.

Der Aufschub war bewilligt worden, allein nun erhob sich die Frage, wie er zu benutzen sei. Als ich den Kaiser zum ersten Male gesehen, hatte ich ihn gebeten, nach Baron Magnus und einigen Advokaten von Mexiko zu senden, aber er hatte gesagt, er wolle sie nicht haben, da es doch unnütz sei. Er wollte auch jetzt nicht nach ihnen telegraphiren, hatte aber in seinem Kopf einen von meinem Manne arrangirten Fluchtplan, der darauf große Hoffnungen setzte, und derselbe sollte ausgeführt werden, sobald die bestochenen Offiziere die Wache beziehen würden.

Ich hatte von Anfang an keinen Glauben an den Erfolg dieses Plans, obgleich ich zu seiner Unterstützung that, was ich konnte. Der Plan war ganz vortrefflich, allein mir fehlte Vertrauen zu den Leuten, die mein Mann benutzte. Sie waren untergeordnete Offiziere, welche weder die Macht noch den Muth hatten, auszuführen, was sie versprachen, und mir den Eindruck mach-

ten, daß es ihnen nur darum zu thun war, Geld zu erpressen. Ich hatte daher von Anfang an mich gegen den Plan erklärt und darauf bestanden, daß der Kaiser sich an weit höhere Autoritäten wenden solle.

Da ich, wie gesagt, kein Zutrauen in den Erfolg des Planes setzte, so zwang ich dem Kaiser das Versprechen ab, nach Baron Magnus und auch den Rechtsbeiständen zu senden, und erbot mich, sie selbst von Mexiko herbeizuholen.

Ich drang nicht auf die Berufung von Baron Magnus, weil ich besonderes Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit oder Energie hatte, sondern einzig und allein, da er der einzige Mann war, von dem man baar Geld erhalten konnte, welches mir wichtiger schien, als irgend etwas Anderes.

Da ich fürchtete, daß General Marquez mich in Mexiko arretiren möchte, so schrieb ihm der Kaiser folgenden Brief:

„An Don Leonardo Marquez, Divisionsgeneral.

Mein lieber General, — die Ueberbringerin dieser Zeilen ist Prinzessin Salm, welche die Güte hat, nach Mexiko zu gehen, um wichtige Familienangelegenheiten zu ordnen und mit den Rechtsanwälten zu reden, die mich vertheidigen werden. Sie werden daher, so lange die Prinzessin sich in Mexiko aufhält, und für ihre Rückkehr

nach Queretaro Alles thun, was der Prinzessin nützlich und angenehm ist.

Ihr wohlgeneigter
Maximilian."

Er gab mir auch einen Brief an Baron Magnus, den mein Mann in seinem früher angeführten Buch veröffentlicht hat, und zwei andere an die berühmten Rechtsanwälte Riva Palacios und Martinez de la Torre, die ihn vertheidigen sollten. Ferner gab mir der Kaiser einige Zeilen an Pater Fischer, in welche der folgende Brief eingeschlossen war, der Privatgelder des Kaisers betraf und den ich veröffentliche, weil das darin erwähnte Geld, welches ich mitbringen sollte, verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wohin es gekommen sein möchte:

„An den Kabinetssekretär Herrn Augustin Fischer.

Queretaro, 29. Mai 1867.

Sie erhalten hierdurch Befehl, die folgenden Summen einzuziehen:

	Dollars
Civilliste, fällig am ult. März	10,000
Kosten für meinen Haushalt in dem Monat . .	1,500
Civilliste für April	10,000
Haushalt	1,500
Civilliste für die ersten fünfzehn Tage des Mai	5,000
Haushalt	750
	28,750

Sie werden mit Don Carlos Sanchez Navarro, Minister meines Haushaltes, arrangiren, daß wenigstens die Ausgaben für meinen Haushalt, die auf 10,000 Dollars monatlich berechnet sind, und die in zwei und einem halben Monat erst einmal bezahlt wurden, ausgezahlt werden. Was Sie erhalten, wollen Sie den obenerwähnten 28,750 Dollars hinzufügen und die ganze Summe dem preußischen Konsul in Mexiko, Herrn Stephan von Benecke, einhändigen, um mit ihm womöglich dem Befehlshaber der Corvette „Elisabeth" D. W. Goeler in Vera Cruz, seine Rechnungen zu bezahlen, welche Herr Benecke ihm sicher zukommen lassen wird.

Maximilian."

Die Weisungen in Bezug auf Verwendung dieses Geldes, welche in diesem Briefe gegeben worden, waren nur hineingeschrieben, um die Liberalen irre zu führen, im Fall der Brief in ihre Hände fallen sollte, denn ich sollte alles Geld, welches nur eingezogen werden konnte, mitbringen, was leicht geschehen konnte, wenn ich in Gesellschaft von Baron Magnus und den zwei vom Kaiser gewählten Vertheidigern zurückreiste.

Da ich gute Gründe hatte, von General Porfirio Diaz Schwierigkeiten zu erwarten, der mich so ohne Umstände aus seinem Lager spedirte, so ging ich zu General Escobedo, erklärte ihm die Gründe, warum ich nach

Mexiko gehen müsse, und er gab mir die folgenden Zeilen:

„An General Porfirio Diaz, Tacubaya.

Queretaro, 31. Mai 1867.

Die Prinzessin Salm-Salm, welche für Maximilian nach Mexiko geht, um die Ankunft der von ihm gewählten Anwälte zu beschleunigen, geht durch Tacubaya. Da ich Ihr Geschlecht berücksichtige, so habe ich mir die Freiheit genommen, sie Ihrer Güte zu empfehlen, und rechne darauf, daß Sie sie unterstützen werden.

Mit der Versicherung meiner Hochachtung bleibe ich

Ihr Freund und Kamerad

M. Escobedo."

Es war nun Alles zu meiner Abreise bereit; allein abermals legte mir mein Mann ein Hinderniß in den Weg. Die Zeit für die Ausführung seines Fluchtplans rückte heran und der 2. Juni war zu dem Versuch festgesetzt worden. Gelang derselbe, so war meine Reise nach Mexiko unnöthig, und sollten sie verhindert, wieder gefangen oder vielleicht verwundet werden, so würde meine Gegenwart, meinte er, in Queretaro von allergrößtem Nutzen sein. Ich hatte förmlich einen Streit mit ihm darüber in Gegenwart des Kaisers, der indessen damit endete, daß ich that, was er wollte.

Ich war in solcher Eile gewesen, abzureisen, daß ich

befürchtete, mein Zögern möchte Aufmerksamkeit oder gar Verdacht erregen, und ich hatte auf eine List zu denken, dasselbe zu erklären. Ich ging daher zu Escobedo, stellte mich, als fürchte ich mich sehr vor Porfirio Diaz und daß er seinen Brief nicht respektire, mich anhalten oder gar aus dem Lande senden möchte. Ich bat daher den General, mir von Juarez die Erlaubniß zu verschaffen, nach Mexiko zu reisen und von dort zurückzukehren. Escobedo versicherte, daß sein Brief vollkommen genügend sei, allein ich bestand auf meinem Willen und er mußte natürlich thun, was ich haben wollte, obwohl er die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte. Er telegraphirte an Juarez, und da ich auf eine Antwort warten mußte, so war mein Bleiben in der Stadt erklärt.

Der Kaiser glaubte, daß ich fort sei und war sehr erstaunt, als ich zu ihm kam. Als ich ihm erzählte, wie ich es mit Escobedo angestellt hatte, erheiterte sich sein Gesicht und er sagte lachend: „Wahrhaftig, meine liebe Prinzessin, wenn ich je frei werde, werde ich Sie gewiß zu meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen.“

Obwohl ich dem Willen meines Mannes nachgeben mußte, so geschah es mit schwerem Herzen, denn ich war vollkommen davon überzeugt, daß sein Fluchtplan alles Mondschein war und in Nichts zerfallen, wenn nicht neue Schwierigkeiten und Gefahren bringen würde. Ich

war daher sehr begierig, Mittel zur Ausführung meiner Absichten anzuschaffen, so weit das möglich war, ohne selbst nach Mexiko zu gehen.

Herr Dans, der „lebhafte" Associé des Herrn Bahnsen, ging nach dieser Stadt. Obwohl wir nicht wagten, ihm alles Das aufzutragen, was der Kaiser mir anvertraut hatte, besonders nicht das Einziehen bedeutender Geldsummen, was Verdacht erregt haben würde, so gab man ihm doch mündliche Aufträge an Baron Magnus und die Anwälte, um ihre Ankunft in Queretaro zu beeilen, da, wie vorher bemerkt, Baron Magnus der einzige Mann war, der im Stande war, das Geld anzuschaffen, welches ich brauchte.

Am 2. Juni erhielt der Kaiser ein Telegramm von Mexiko, welches ihm anzeigte, daß Baron Magnus und die zwei Anwälte unterwegs nach Queretaro seien. Da nun der ostensible Zweck meiner Reise erfüllt war, so war dieselbe nicht weiter nöthig.

Dieses Telegramm verhinderte auch den durch meinen Mann arrangirten Fluchtplan, welcher gerade in derselben Nacht ausgeführt werden sollte. Der Kaiser, dem die Idee des Davonlaufens immer widerwärtig gewesen war, freute sich, einen Vorwand oder Grund zum Aufschub zu finden. Möglich, daß ihn die Ankunft von Baron Magnus und der Anwälte mit neuer Hoffnung erfüllte und

ihm unsere Furcht für sein Leben als übertrieben erscheinen ließ. Er erklärte meinem Manne, daß er in der folgenden Nacht den Fluchtversuch nicht machen, sondern die Ankunft des Baron Magnus erwarten wolle, indem er meinte, daß es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommen könne. Mein Mann war in Verzweiflung. Er beschwor den Kaiser, sich nicht durch falsche Hoffnungen verblenden zu lassen, sondern eine Gelegenheit zu benutzen, die sich vielleicht nicht wieder darbiete. Alles vergebens; der Kaiser blieb fest.

Herr Bahnsen, der etwas von Fluchtplänen gehört hatte, fühlte sich in Queretaro sehr unbehaglich, und da er befürchtete, in Unannehmlichkeiten mit der Regierung der Liberalen zu gerathen, so reiste er nach San Luis Potosi zurück, wo er in beständiger Angst schwebte.

Unter den Leuten, die in den Vorbereitungen für die Flucht gebraucht wurden, befand sich ein Ex-Offizier der Liberalen, der bald nach der Abreise des Herrn Bahnsen mit zweitausend Dollars davonlief, die ihm anvertraut worden waren. Als ich das entdeckte, telegraphirte ich sogleich an Herrn Bahnsen, den Dieb anzuhalten, bekam aber nur die folgenden anonymen Zeilen als Antwort: „Ihre Freunde in San Luis wünschen, daß Sie dieselben nicht durch telegraphische Depeschen kompromittiren möchten, wie dieß heute der Fall gewesen ist.“

Der Dieb war wirklich bei Herrn Bahnsen gewesen und hatte den guten Mann durch die Drohung beinahe todt geängstigt, daß er Alles verrathen wolle, was er wisse. Er sagte auch, daß er von dem Gelde nur noch achthundert Dollars übrig habe, und Herr Bahnsen war froh, als der Kerl mit seinem Raube sein Haus verließ.

Zu jener Zeit war in Mexiko ein amerikanischer Advokat, Richter Hall, der für Herrn Halyday von New-York Geschäfte mit der Regierung der Liberalen hatte. Herr Hall war aus Kalifornien. Er war ein geschickter Advokat, welcher das mexikanische Recht gut kannte und vollkommen die spanische Sprache verstand. Ich sprach von Richter Hall mit dem Kaiser, der ihn kommen ließ und beschloß, ihn bei seiner Vertheidigung zu gebrauchen.

Richter Hall kannte die ganze Fluchtgeschichte und hatte die zu diesem Zweck gekauften Pferde in Pflege genommen.

Man wird sehen, daß ich vollkommen Recht hatte, zu sagen, daß die von meinem Manne gebrauchten Leute keinen anderen Gedanken als den hatten, Geld zu erpressen. Als die Flucht verschoben und die Ankunft der Gesandten und Anwälte bekannt wurde, fürchteten diese Menschen, daß die ganze Sache aufgegeben werden möchte und sie die ihnen versprochenen Summen verlieren wür-

den. Ein Hauptmann unter ihnen, der energischste Mann von Allen, kam zu mir und verlangte augenblicklich noch fünfhundert Dollars. Wenn ich seine Forderung verweigere, so könne die Flucht nicht stattfinden. Er äußerte sogar Drohungen. Ich hatte kein Geld und würde ihm keins gegeben haben, hätte ich welches gehabt, ohne vorher mit dem Kaiser oder meinem Manne geredet zu haben. Ich sagte es dem Ersteren, und er rieth mir, demselben auch nicht einen Pfennig zu geben.

Ob der Hauptmann seine Drohungen theilweise wahr machte oder nicht, weiß ich nicht; allein Thatsache ist, daß Richter Hall und alle Fremden einige Tage darauf Befehl erhielten, Queretaro zu verlassen. Ich nahm deßhalb die Pferde in den Stall meines Hauses.

Richter Hall verließ die Stadt und die Diligence wurde angehalten und geplündert, gar nicht weit von Queretaro. Der Richter hatte einen Italiener in seinem Dienst, der nach Queretaro zurückkam und der mich von seinem Herrn ersuchte, meinen Einfluß bei Escobedo dahin zu verwenden, daß derselbe die Räuber verfolgen ließe, die auch sein Gepäck gestohlen hätten. Der Diener bat mich auch im Namen des Richters, ihm eines der Pferde zu leihen. Da der Richter jedoch wußte, daß die Pferde nicht mir gehörten und jeden Augenblick gebraucht werden konnten, so glaubte ich nicht, daß er wirklich den Wunsch

ausgesprochen habe, und verweigerte das Pferd; der Italiener ging jedoch in den Stall, sagte, daß ich ihm ein Pferd geliehen habe und machte sich damit davon.

Etwa eine Stunde später hörte ich davon und sagte es sogleich Oberst Villanueva, der dem Italiener Reiter nachschickte, die ihn einholten, gefangen nahmen und einsperrten. Sein Name war Frank Leva, wie ich aus einem kostbaren Brief sah, den er mir aus dem Gefängniß schrieb. Oberst Villanueva ließ ihn nach drei Tagen laufen.

Am 5. Juni kamen Baron Magnus, Herr Scholler, sein Kanzlist und die beiden berühmten Advokaten von Mexiko an. Einen Tag später folgten Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, Herr Hooricks der belgische und Herr Curtopassi der italienische.

Die Ankunft dieser fremden Repräsentanten hatte keinen guten Einfluß auf die Angelegenheiten des Kaisers. Die Herren — so schien es mir wenigstens — mißverstanden durchaus ihre Stellung gegenüber der republikanischen Regierung. Ihre Manier und ihr Ton mögen vollkommen korrekt und passend und wie für Repräsentanten schicklich war, gewesen sein; allein sie schienen einen sehr wesentlichen Umstand vergessen zu haben: daß sie nicht bei der Regierung der Liberalen, sondern bei einem Kaiser akkreditirt waren, den man als einen Usurpator betrachtete und dem man als einem Hochverräther den

Prozeß machte. Sie vergaßen ferner, daß die Regierung der Liberalen sich wenig um all' die Mächte kümmerte, welche sie vertraten, da sie sehr gut wußte, daß keine derselben ihr viel thun könne, da sie von den Vereinigten Staaten beschützt wurde, deren Schutz stark genug war, einen der mächtigsten Fürsten Europas aus Mexiko zu vertreiben.

Das Benehmen des Barons Magnus machte auf mich einen sehr komischen Eindruck und würde mich höchlich amüsirt haben, wären die Umstände nicht gar zu ernsthaft gewesen. Aufgebläht von tragikomischer diplomatischer Wichtigkeit stolzirte er einher, wie Kardinal Richelieu, Fürst Talleyrand, Fürst Metternich und Fürst Bismarck, Alle zusammen eingewickelt in Baron Magnus. Als er nach seiner Ankunft zu Escobedo ging und sich diesem als der Gesandte Preußens vorstellte, stimmte ihn dieser respektwidrige republikanische General ein paar Oktaven tiefer, indem er sagte, daß er nichts zu schaffen habe mit einem Repräsentanten von Preußen, welches seine Regierung nicht anerkenne; daß er ihn nur als Baron Magnus, einen Freund von Maximilian, empfangen könne und daß er ihm in Bezug auf die Vertheidigung des Gefangenen alle mögliche Erleichterung gewähren wolle.

Die beiden Anwälte sollten augenblicklich nach San Luis Potosi gehen, zu sehen, wie die Sachen dort stünden

und was am besten im Interesse ihres Klienten zu thun sei. Da ich Herrn Juarez und Herrn Iglesia früher gesehen und mit ihnen über die Lage des Kaisers gesprochen hatte, so sagte mir Baron Magnus, daß die beiden Anwälte mich besuchen würden und bat mich, ihnen so viel Information als möglich über die Gesinnungen und Ansichten dieser zwei wichtigen Personen zu geben. Da sie sehr beschäftigt waren, so zog ich es vor, die Herren zu besuchen und ihnen zu sagen, daß Herr Iglesia ziemlich wohl gesinnt und geneigt scheine, auf Bedingungen zu hören. Ich sagte ihnen, daß derselbe die Idee eines Arrangements nicht gänzlich verworfen habe und sprach die Vermuthung aus, daß er vielleicht nicht abgeneigt sein würde, in Unterhandlungen zu treten, wenn man ihm für die Erhaltung des Lebens des Kaisers verspräche, daß die europäischen Mächte die Kriegsschuld garantirten oder andere Vortheile bewilligten, wenn man nur Zeit gewähre, die Sache zu betreiben.

Weder Baron Magnus noch die andern Repräsentanten schienen es für möglich zu halten, daß der Kaiser erschossen werden könne, selbst wenn er verurtheilt werden sollte. Ganz verblendet von der Wichtigkeit ihrer eigenen Stellung, vergaßen sie, wie ich schon vorher bemerkte, daß die mexikanischen Republikaner nicht viel von den großen Staaten Preußen, Oesterreich, Italien und Belgien

wußten, die ein paartausend Meilen entfernt waren. Es mag ihnen daher einigermaßen zur Entschuldigung dienen, wenn sie mehr erstaunt und vielleicht amüsirt als von Ehrfurcht ergriffen waren, als sie all' die weitläufige und geschäftige Wichtigkeit der Gesandten mit ansahen.

Während die Gesandten von dem Gedanken erfüllt waren, daß die mexikanische Regierung es nicht wagen werde, eine That zu begehen, welche von allen europäischen Mächten verdammt und vielleicht gerächt werden würde, war ich vollkommen davon überzeugt, daß Juarez und sein Kabinet auch nicht die geringste Rücksicht darauf nehmen würden, und daß, wenn der Tod des Kaisers einmal beschlossen war, ihn nichts als Flucht retten könne. Dieß war nicht allein meine Meinung. Ich hatte diejenigen mexikanischen Republikaner gehört, welche selbst nicht grausam waren und große Theilnahme für den Kaiser fühlten; allein alle waren davon überzeugt, daß er erschossen werden würde.

Als ich mit Baron Magnus beim Kaiser war und der Fluchtplan erwähnt wurde, erklärte ihn der Baron für Unsinn, und daß es jetzt noch durchaus unnütz sei, an solch' ein gewagtes Unternehmen zu denken. Er schien großes Vertrauen in Unterhandlungen zu haben und zu glauben, daß noch immer Zeit genug zur Flucht bleibe, die auch gegen die kaiserliche Würde zu verstoßen

schien. Geld zu diesem Zweck indessen schien dem Baron ein Gegenstand von sehr geringer Wichtigkeit und er nahm den Mund so voll, daß man hätte glauben sollen, er könne nöthigenfalls genug anschaffen, um die ganze Garnison zu bestechen.

Escobedo schien auch durch den Gedanken an das Geld beunruhigt, welches, wie es hieß, der Kaiser zur Verfügung habe, denn man hatte ausgesprengt, daß die Repräsentanten ungeheure Summen mitgebracht hätten. Da nun der General die mexikanische Schwachheit sehr wohl kannte, so hielt er es für gut, Maßregeln zu ergreifen. Er trennte alle anderen Gefangenen vom Kaiser, Miramon und Mejia und verdreifachte die Wachen. Er gab auch den Befehl, daß jeder Gefangene, der einen Fluchtversuch mache, augenblicklich erschossen werden solle. Vor der Ankunft der Gesandten war es leicht, Erlaubniß zu erhalten, zum Kaiser zu gehen, aber nun mußte ich, wie auch alle Gesandten, immer erst nach einer speziellen Erlaubniß schicken.

Die österreichische und belgische Regierung müssen es besser wissen als ich, ob ihre Repräsentanten nach den ihnen gegebenen Instruktionen handelten; allein den Mexikanern und selbst uns erschien ihr Betragen außerordentlich und nichts weniger als bewundernswerth.

Als die französischen Truppen das Land verließen,

hatten sie schon der Sache des Kaisers viel geschadet durch ihre Cirkuläre, wodurch sie den fremden Truppen, die bei ihm bleiben wollten, Mißtrauen einflößten, und nun benahmen sie sich und schwatzten, als ob sie ganz und gar auf der Seite seiner Feinde wären.

Man hat mir gesagt, daß der österreichische Geschäftsträger und sein Sekretär das thaten, „um dem Kaiser besser zu dienen", allein ich muß gestehen, daß mir das eine sehr seltsame und unbegreifliche Politik schien.

Herr Hoorickx, der belgische Geschäftsträger, ging in dieser Politik so weit, daß er öffentlich und in der Gegenwart von General Escobedo und seinem Stabe von dem Kaiser in den unpassendsten Ausdrücken redete. Er nannte ihn was ungefähr einem „dummen Kerl" gleichkommt und sagte, daß die Regierung der Liberalen vollkommen Recht habe, wenn sie ihn todtschieße. Escobedo und die meisten Herren seines Stabes leben noch, die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen.

Herr Curtopassi, der italienische Geschäftsträger, benahm sich viel besser als der österreichische oder belgische. Er versuchte wenigstens dem Kaiser zu nützen, und wenn es ihm nicht gelang, so war es nur, weil er mit Versprechungen anstatt mit baarem Gelde operirte.

Er wandte sich an den mexikanischen Arzt, der den Kaiser zu besuchen hatte, Herrn Riva de Nigra, und ver-

sprach ihm zehntausend Dollars, wenn er es so einrichten wolle, daß der Kaiser in ein Privathaus gebracht werde, worauf wir schon längst hingearbeitet hatten, wie ich bereits mittheilte. Wir wünschten das, weil eine Flucht aus einem Privathaus weit leichter zu bewerkstelligen war als von da, wo er nun war.

Der Doktor, der wahrscheinlich einigen hundert Unzen in Gold nicht widerstanden haben würde, traute Versprechungen nicht und hielt es für vortheilhafter, Escobedo den ihm gemachten Antrag mitzutheilen. Da der Wunsch an und für sich so unschuldig schien und vorher geäußert worden war, so nahm Escobedo keine weitere Notiz davon, aber das Anerbieten einer so bedeutenden Summe dafür machte ihn mißtrauisch.

Ich verstand damals nicht viel von der Wichtigkeit von Geschäftsträgern, und den Mexikanern erging es ebenso; aber ich weiß bestimmt, daß ihre Prätensionen und ihr ziemlich hochfahrendes Wesen und Ton die Letzteren ärgerlich machte. Ich war auf freundlichem Fuße mit dem ganzen Stab Escobedo's und hörte von den Herren desselben manche Dinge, welche sie Andern nicht gesagt haben würden. Meine Anhänglichkeit an den Kaiser und mein Eifer in seiner Sache gefiel ihnen eher, und ich bin versichert, daß die Meisten von ihnen mir wenigstens innerlich Erfolg wünschten, wenn sie das auch nicht laut äußerten.

Von ihnen hörte ich, daß die Szene sich nun ihrem Schlusse nähere, daß die Gesandten nicht das Allergeringste vermöchten und daß ihre Einmischung nicht das geringste Gute bewirke. Das Einzige, was den Kaiser retten könne, sei Flucht; dieß wurde mir von mehr als Einem in's Ohr geflüstert.

Ich sprach sehr ernstlich mit dem Kaiser; allein es schien mir, als habe das große Vertrauen der Gesandten ihn ebenfalls beeinflußt, besonders die Meinung des Barons Magnus — und das ist der Grund, weßhalb ich stets eine Art von Zorn gegen den Baron behalten habe, — welcher meine Besorgnisse als die einer furchtsamen Frau darstellte, und daß er nun seine Lage als weniger düster betrachtete, wie vor ihrer Ankunft. Da er indessen meine Aufrichtigkeit und meinen guten Willen nicht bezweifeln konnte und auch einiges Zutrauen in mein gesundes Urtheil und meine Beobachtungsgabe hatte, so hörte er wenigstens auf meine Vorschläge.

Schon lange vorher hatte ich ihm die Nothwendigkeit dargelegt, eine Flucht nicht mit untergeordneten Offizieren, sondern mit den höchsten im Kommando zu unterhandeln. Einen von ihnen hatte ich bereits gewonnen; er hatte den Oberbefehl über alle Wachen der Stadt; aber Oberst Palacios, welcher den Oberbefehl über das Gefängniß selbst hatte, mußte gewonnen werden. Zu diesem Zwecke

brauchte ich vom Kaiser einhunderttausend Dollars in Gold, welche in die Bank des Herrn Rubio placirt werden sollten, und auf welche ich nach Bedürfniß ziehen konnte. Dieses, sagte ich, sei das wesentlichste Erforderniß in Verhandlungen mit Amerikanern.

Der Kaiser erwiederte, daß Geld die geringste Sorge in der Sache sei, denn Baron Magnus und die andern Gesandten hätten ihn versichert, daß ihm so viel er nur wolle zu Diensten stehe. Sonderbar! am Ende jedes Wortes dieser Herren hing eine Goldunze, allein an ihren Fingerspitzen nicht ein elender Dollar! Es ist wirklich zu entschuldigen, wenn ich ungeduldig und empört bin, denn dieser lumpige Geiz mordete den Kaiser.

Baron Magnus war unglücklicherweise nach San Luis Potosi gegangen. Die beiden Anwälte dort hatten ihm telegraphirt und man glaubte, daß es ihm gelingen würde, ein Abkommen mit der Regierung zu treffen. Der Kaiser war sehr gegen seine Abreise, wie er mir selbst in Gegenwart des Dr. Basch sagte, denn er hatte noch mehr Zutrauen in Magnus, als in irgend einen der andern Gesandten.

Ich erklärte dem Kaiser, daß ich ohne Geld nichts thun könne, und er schickte nach Baron Lago, dem österreichischen Geschäftsträger, der sich seit zwei Tagen nicht in seine Nähe gewagt hatte. Ich glaube, der gute Baron

gehörte zu dem großen Stamm, den man in Deutschland „Hasenfüße“ nennt. Er war der Ansicht gewesen, daß der Kaiser nicht erschossen werden würde und behandelte meine Befürchtungen ebenfalls als die Einbildungen einer geängstigten Frau; aber seit einiger Zeit war er ziemlich kleinlaut geworden und befürchtete, daß diese Spitzbuben von Republikanern nicht nur den Kaiser erschießen würden, sondern am Ende gar den allerheiligsten Repräsentanten von dessen kaiserlichem Bruder von Oesterreich!

Der Kaiser war wirklich sehr verlassen und fühlte sich so; und als ich ihm sagte, daß alle gefangenen Obersten fortgeschickt werden sollten und mein Mann mit ihnen, und daß ich ihnen würde folgen müssen, wurde er sehr aufgeregt und sagte: „Sie sind die einzige Person, die wirklich etwas für mich gethan hat. Wenn Sie gehen, dann bin ich gänzlich verlassen.“ Demzufolge wurde zwischen mir und meinem Manne abgemacht, daß er nun sein Generalspatent vorzeigen solle, was er bis dahin nicht gethan hatte, da es hieß, daß alle Generale erschossen werden sollten. Damit hatte er natürlich keine Eile.

Es kam der Tag, welcher für das Gericht über den Kaiser, Miramon und Mejia festgesetzt war. Dasselbe wurde im Theater gehalten, welches zu dem Zwecke wie für ein Fest dekorirt war. Es war ein widerwärtiger

Gedanke für mich, daß der Kaiser, schwach und krank wie er war, dort zur Schau gestellt werden sollte! Als ich ihn daher am Abend vor der Gerichtsverhandlung sah, versuchte ich ihn zu überreden, nicht zu gehen, und lieber am Morgen etwas einzunehmen, was ihn für den Augenblick anscheinend kränker machte, als er wirklich war. Die Idee, im Theater zu erscheinen, gefiel ihm ebenfalls nicht; allein er befürchtete, daß man ihn zwingen werde, zu gehen. Darüber konnte ich ihn indessen beruhigen, da ich vorher mit Oberst Villanueva geredet hatte, welcher diese Art der Aushülfe anrieth.

Als ich am nächsten Morgen um neun Uhr bei dem Kapuzinerkloster ankam, gingen die Gefangenen eben hinaus und mein Herz schlug heftig, denn ich fürchtete den Kaiser ebenfalls zu sehen; allein er kam nicht. General Miramon sah so heiter aus, als gehe er zu einem Ball, aber der arme Mejia sah sehr niedergeschlagen aus.

Mein Mann hatte einen Brief an den Kaiser geschrieben, den ich demselben übergab, und in welchem er ihn anflehte, keine Zeit mit Hingabe auf täuschende Hoffnungen zu verlieren, sondern sich für unmittelbare Flucht vorzubereiten, wozu der Plan ebenfalls im Briefe enthalten war.

Ich sagte nun dem Kaiser, daß ich Alles mit Oberst

Villanueva arrangirt habe, der ihn aus dem Gefängniß führen solle, wo eine Eskorte von hundert Mann bereit sein werde, ihn nach der Sierra Gorda und von dort an die Küste zu bringen. Der Kaiser bestand darauf, daß ich ihm mit Dr. Basch zu Pferde dicht auf dem Fuße folgen solle. Er befürchtete, verrathen und ermordet zu werden und glaubte, daß die Gegenwart einer Dame eine Art von Schutz gegen eine solche scheußliche That sein würde.

Villanueva hatte mir indessen erklärt, daß ohne Palacios nichts geschehen könne, der stets drei Posten im Gefängniß habe, welche die ganze Nacht vor dem Zimmer des Kaisers auf- und abgingen. Ich sagte es dem Kaiser, und daß ich mich verbindlich gemacht hätte, ihn zu gewinnen, aber daß ich zu diesem Zweck Geld brauche.

Der Kaiser sah nun endlich seine Lage in ihrem richtigen Lichte und bedauerte, daß er so viel kostbare Zeit verschwendet hatte. Unglücklicherweise hatte er kein Geld, allein er sagte, er wolle dafür sorgen und wenigstens fünftausend Dollars in Gold haben, welche ich brauchte, um sie entweder Palacios zur Vertheilung an die Soldaten zu geben, oder sie selbst zu vertheilen.

Als ich wieder zum Kaiser kam, war er in Verzweiflung, denn er konnte das Geld nicht anschaffen, welches nöthig war, die beiden Obersten zu bestechen;

allein er wollte mir zwei von ihm selbst unterzeichnete Wechsel auf die kaiserliche Familie geben, jeden zu hunderttausend Dollars. Die fünftausend Dollars indessen könne er mir, doch nicht vor neun Uhr Abends schicken.

Ich hatte noch keinen Versuch gemacht, Palacios zu bestechen, und es war zwischen mir und Villanueva verabredet worden, daß ich das Gefängniß um acht Uhr verlassen und Palacios bitten solle, mich nach Hause zu begleiten, wo ich ihn bis zehn Uhr festhalten wollte. Ich wohnte zu jener Zeit nicht im Hotel, sondern in einem Privathause, welches Madame Pepita Vicentio gehörte, der Wittwe eines Herrn von unserer Partei, der während der Belagerung gestorben war. Die alte Dame war außerordentlich gut gegen unsere Gefangenen und unternahm, für fünfzehn derselben die ganze Zeit hindurch zu sorgen. General Echegaray wohnte in demselben Hause.

Am Nachmittag hatte ich eine sehr lange Unterhaltung mit dem Kaiser. Er sprach mit mir von seiner Familie und seiner Stellung zu derselben und was er zu thun beabsichtigte, wenn er nach Europa käme. Er sprach auch mit großer Liebe von seiner Mutter und bat mich, ihr das zu sagen. Ich war außerordentlich traurig, denn ich hatte das Gefühl, daß ich ihn zum letzten Mal sah.

Als es beinahe acht Uhr war, gab mir der Kaiser

seinen Siegelring. Gelang es mir mit Palacios, so sollte ich den Ring als ein Zeichen zurücksenden. Darauf ging ich schweren Herzens und angsterfüllt, denn ich hatte vor mir eine Aufgabe von der allerhöchsten Wichtigkeit, die ich mit sehr unzulänglichen Mitteln erfüllen sollte — zwei Stückchen Papier, deren Meinung die Person, mit der ich zu thun hatte, kaum verstand.

Oberst Palacios war ein Indianer ohne Bildung, der kaum lesen und schreiben konnte. Er war ein tapferer Soldat, hatte sich ausgezeichnet und das Vertrauen seiner Vorgesetzten gewonnen, die ihn als eine Art von Provost-Marshal gebrauchten, welcher die militärischen Exekutionen zu überwachen hatte. Er hatte eine junge Frau, die ihm eben erst das erste Kind geschenkt hatte, welches dem Vater über Alles ging, und da er arm war, so hoffte ich, daß die Sorge für die Zukunft dieses Kindes ihn veranlassen möchte, auf meinen Vorschlag einzugehen.

Der Oberst begleitete mich nach Hause. Ich lud ihn ein, in den Salon zu treten. Er folgte und ich fing an, von dem Kaiser zu reden, um zu erforschen, wie er in Bezug auf ihn denke und ob Hoffnung auf Erfolg vorhanden sei. Er sagte, daß er ein großer Feind des Kaisers gewesen sei; nachdem er jedoch so lange um ihn gewesen und gesehen habe, wie gut und edel er sich in seinem Unglück benehme; nachdem er in seine

schönen, melancholischen blauen Augen geblickt, fühle er die größte Theilnahme, wenn nicht Liebe und Bewunderung für ihn.

Nach dieser einleitenden Unterhaltung, die etwa zwanzig Minuten währte, kam ich mit zitterndem Herzen zur Sache. Es war ein höchst spannender Augenblick, an welchem in der That Leben und Tod eines edeln, guten Mannes hing, der mein Freund und mein Kaiser war. Ich sagte, daß ich ihm etwas mitzutheilen habe, was für uns Beide von höchster Wichtigkeit sei; aber ehe ich es thue, müsse ich ihn fragen, ob er mir als Offizier und Gentleman sein Ehrenwort geben und bei dem Leben seines Weibes und Kindes schwören wolle, Niemand mitzutheilen, was ich ihm anvertrauen wolle, selbst wenn er meine Vorschläge verwerfe. Er gab mir sein Ehrenwort und schwur feierlichst bei dem Leben seines Weibes und Kindes, die er über Alles in der Welt liebe. —

Darauf sagte ich ihm, ich wisse bestimmt, daß der Kaiser zum Tode verurtheilt und daß er sicher erschossen werden würde, wenn er nicht entfliehe. Ich hätte dazu Alles mit Andern vorbereitet, und daß die Flucht in dieser Nacht stattfinden werde, wenn er nur einwillige, für zehn Minuten die Augen zudrücken zu wollen. Ohne das könne nichts geschehen; wir seien gänzlich in seinen Händen, und von ihm hänge das Leben des Kaisers ab.

Getrieben von der Nothwendigkeit müsse ich deutlich mit ihm reden. Ich wisse, daß er ein armer Mann sei. Er habe Weib und Kind, und deren Zukunft sei unbestimmt. Es biete sich jetzt eine seltene Gelegenheit, ihnen ein gutes Einkommen zu verschaffen. Ich böte ihm hier eine Anweisung des Kaisers auf einhunderttausend Dollars in Gold, welche von der kaiserlich österreichischen Familie bezahlt werden würden, und fünftausend Dollars für die Soldaten, die ich sogleich erhalten würde. Was ich ihm anbiete, sei nichts gegen seine Ehre, da er, indem er es annehme, seinem Vaterlande am besten diene. Der Tod des Kaisers würde alle Welt gegen dasselbe zu den Waffen rufen; allein wenn der Kaiser entfliehe, würde er das Land verlassen, und keine europäische Macht würde sich jemals in dessen Angelegenheiten mischen. Ich sagte noch Vieles mehr, was er aufmerksam mit anhörte, und ich sah an den Veränderungen in seinem Gesicht, daß er einen harten Kampf mit sich kämpfte.

Endlich redete er. Er legte die Hand auf sein Herz und sagte, daß er wirklich die größte Theilnahme für Maximiliano fühle, daß er wirklich es für das Beste für Mexiko halte, wenn man ihn entfliehen lasse; allein er könne über einen so wichtigen Schritt sich nicht in fünf Minuten entschließen. Wenn er es thäte, so könne er die Anweisung nicht annehmen. Er nahm sie indessen

in seine Hand und betrachtete sie mit Neugierde. Der Indianer konnte wahrscheinlich nicht fassen, daß in diesem Stückchen bekritzelten Papier ein Leben des Ueberflusses für sein Weib und sein Kind enthalten sein sollte. Ein Beutel voll Gold würde überzeugender gewirkt haben.

Er gab mir den Wechsel zurück, bemerkend, daß er ihn nicht annehmen könne. Er wolle es sich in der Nacht überlegen und mir am Morgen seinen Entschluß mittheilen. Ich zeigte ihm den Siegelring des Kaisers, sagte ihm, was er bedeute und bat ihn, denselben anzunehmen und ihn dem Kaiser heute Nacht zurückzugeben. Er nahm ihn und steckte ihn an seinen Finger; aber nach einer Weile zog er ihn wieder ab und sagte, daß er ihn nicht annehmen könne. Er müsse sich die Sache überlegen. Er wurde verwirrt und sprach von seiner Ehre, von seiner Frau und von seinem Kinde.

„Nun, Oberst,“ sagte ich, „ich sehe, Sie sind nicht in der Stimmung. Ueberlegen Sie es sich und erinnern Sie sich an Ihr Ehrenwort und an Ihren Schwur. Sie wissen, daß ohne Sie nichts geschehen kann, und wenn Sie mich verrathen, würde es nichts nützen.“

Oberst Villanueva kam zu sehen, wie die Sachen ständen, doch ohne zu verrathen, daß er im Geheimniß sei. Gleich nach ihm kam Dr. Basch, gesandt vom Kaiser,

doch ohne Geld; und Palacios verließ mich gegen zehn Uhr, ohne daß ich wußte, ob ich hoffen dürfe oder nicht, doch eher geneigt zu hoffen. Ich sagte Dr. Basch, ich glaube, daß Alles gut gehen werde, doch daß ich vor dem Morgen nichts Bestimmtes sagen könne.

In Bezug auf die zwei Wechsel, welche mir der Kaiser gab, muß ich einen Umstand erwähnen, welcher den Charakter des österreichischen Ministers Baron Lago illustrirt. Der Kaiser hatte gewünscht, daß die zwei Wechsel von den fremden Gesandten mit unterzeichnet würden, besonders von dem von Oesterreich, da sie so freigebig mit Geldversprechungen gewesen waren. Dr. Basch war mit diesem Auftrage betraut worden. Als er in das Zimmer kam und sein Anliegen vorbrachte, vergaß Baron Lago seine diplomatische Würde gänzlich, sprang im Zimmer umher wie ein von Jimmy verfolgtes Kaninchen, raufte sich das Haar und schrie erbärmlich: „Wir können nicht unterzeichnen; wenn wir es thun, werden wir Alle gehängt!" — Die anderen gegenwärtigen Gesandten remonstrirten ebenfalls, doch nicht in so unwürdiger Weise, und Baron Lago, dessen Unterschrift bereits unter den Wechseln stand, denn er hatte sie in Gegenwart des Kaisers unterzeichnet, gewann Muth durch die Feigheit seiner Kollegen, ergriff entschlossen eine Scheere und schnitt seine Unterschrift ab!

Als Dr. Basch mit den verstümmelten Wechseln zu seinem Herrn zurückkehrte und die Furcht des Barons vor dem Aufhängen erwähnte, rief der Kaiser: „Was wär's, wenn er gehängt würde! Die Welt würde nicht viel an ihm verlieren!“

VIII.

Als Dr. Basch aus meinem Hause nach der Unterredung mit Palacios zurückkehrte und dem Kaiser mittheilte, was er von mir gehört hatte, schien der Letztere zu fürchten, daß man mir die beiden Wechsel abschwindeln möchte, die präsentirt werden könnten, nachdem man ihn erschossen habe. Er befahl daher dem Doktor, mir am nächsten Morgen das folgende, eigenhändig geschriebene Papier zu bringen, welches ich hier als Autograph mittheilen will:

Queretaro, 13 de Junio 1867.

Las dos libranzas à cien mil pesos que firmé hoy para los Coroneles Palacios y Villanueva y que debere ser pagados por la Casa y familia Imperial de Austria en Viena, no son validas que al dia de mi completa salvacion debida à los submencionados Coroneles.

Maximiliano.

Queretaro, 13. Juni 1867.

Die beiden Wechsel von einhunderttausend Pesos jeder, welche ich heute für die Obersten Palacios und Villanueva unterzeichnete, und die von dem Hause und der kaiserlichen Familie von Oesterreich in Wien zu zahlen sind, sind nur gültig von dem Tage, wenn ich durch die obengenannten Obersten meine volle Freiheit erlangt haben werde.

Maximilian."

Oberst Palacios scheint über meinen Antrag bis zwölf Uhr Nachts überlegt zu haben; dann faßte er seinen Entschluß, ging zu Escobedo und sagte ihm die ganze Geschichte.

Ehe ich am nächsten Morgen aufgestanden war, hatte man schon eine Wache vor mein Haus gestellt. Wer hinein ging, durfte passiren, wer jedoch hinaus ging, wurde arretirt. Dieses unerwartete Schicksal traf Dr. Basch, der am Morgen vom Kaiser kam, mir das oben angeführte Papier zu bringen. Als er das Haus verließ, wurde er von General Refugio Gonzales arretirt.

Zwei Diener des Kaisers kamen mit der Botschaft, daß mich derselbe sogleich zu sehen wünsche. Ich wußte bereits, daß Oberst Palacios sein Ehrenwort gebrochen hatte und daß Dr. Basch arretirt war, denn ein Offizier von Escobedo's Stab theilte mir das in einem Billet mit,

welches ich vernichtete. Ich machte mich fertig, mein Haus zu verlassen, als ob ich nichts wisse.

Als ich über die Schwelle schritt, trat General Refugio Gonzales auf mich zu, und grinsend mit seinem ganzen Gesicht sagte er mir, daß General Escobedo mich sogleich zu sehen wünsche. Ich erwiederte, daß ich gerade im Begriff sei, ihm einen Besuch zu machen.

Als ich im Hauptquartier ankam, wurde ich in ein großes Empfangszimmer geführt, welches ich mit einer Menge von Offizieren angefüllt fand. Manche derselben schienen amüsirt, als ob sie eine interessante Szene erwarteten; Andere sahen mich voll Theilnahme an. Einer von ihnen näherte sich mir und flüsterte: „Alles ist verloren."

Nach einer Weile kam Escobedo. Er sah finster aus wie ein Gewitter. In höflichem, doch sarkastischem Tone bemerkte er, daß die Luft in Queretaro mir nicht zu bekommen scheine, daß sie wirklich sehr schlecht sei.

Ich antwortete ihm, daß ich mich in meinem Leben nicht wohler gefühlt habe; allein er bestand darauf, daß ich durchaus nicht wohl aussehe. Er habe einen Wagen und eine Eskorte bereit, mich nach San Luis Potosi zu bringen, wo ich mich weit besser befinden würde.

Ich erwiederte, daß ich durchaus nicht wünsche, dorthin zu gehen, und daß ich ihm sehr für seine Güte danke.

Er konnte das nicht länger aushalten und sein Zorn

überwältigte ihn. Er sagte, er finde es höchst unrecht von mir, so gegen alles Gefühl der Dankbarkeit und Ehre, daß ich, nachdem er mir so viel Freundlichkeit erzeigt und mich so gut behandelt habe, versuche, seine Offiziere zu bestechen und ihn in eine unangenehme Verlegenheit zu bringen.

„Ich habe nichts gethan, General, dessen ich mich zu schämen brauchte und was Sie selbst in meiner Lage nicht gethan haben würden."

„Wir wollen das nicht erörtern, Madame; allein ich wünsche, daß Sie Queretaro verlassen."

„General," erwiederte ich, „Sie wissen, daß ich jetzt machtlos bin und daß der Kaiser verloren ist. Aber mein Gatte ist auch hier und erwartet sein Urtheil; ich bitte Sie, mir zu gestatten, hier zu bleiben. Bringen Sie mich in's Gefängniß oder stellen Sie eine Wache vor mein Zimmer, wenn Sie wollen, ich will mich ruhig verhalten."

Der General wollte davon nichts hören; er war zu ärgerlich und sagte, daß, nach dem was ich gethan, ich selbst seine Offiziere ermorden könnte.

Darüber war ich empört und sagte ihm, er habe kein Recht, dergleichen von mir zu denken, selbst wenn ich wünschte, meinen Mann und den Kaiser zu retten. Er antwortete, ich möge unter einer Wache zum Präsidenten gehen und dort um ihr Leben bitten, aber nicht hier.

Ich sei nicht die einzige Person, die zu gehen habe; die fremden Gesandten hätten denselben Befehl erhalten.

„Aber General," erwiederte ich, „ich versichere Ihnen, daß die Gesandten nicht das Geringste mit meinen Plänen zu thun hatten und nicht gewagt haben würden, sie zu unterstützen."

„Ich weiß das," sagte er verächtlich, „und gerade weil sie solche Feiglinge sind, können sie gehen."

„Aber General, der Kaiser wird dann ganz allein sein und ohne Jemand, ihn bei seinen letzten Anordnungen zu unterstützen."

„Was Gutes," brach er los, „können solche alte Weiber einem Manne thun! Schöne Leute sind diese Gesandten! Zwei von ihnen sind schon davongelaufen, ohne einmal auf ihr Gepäck zu warten."

Diese zwei furchtsamen Gesandten waren natürlich Baron Lago und Herr Hooricks. Alle Offiziere Escobedo's verlachten sie, und der General selbst sagte mir später in Mexiko; daß, wenn irgend einer von ihnen gewünscht hätte, Abschied von dem Kaiser zu nehmen, er es nicht hätte abschlagen können. Allein sie machten nicht einmal den Versuch, und Baron Lago lief mit dem nicht unterzeichneten Codicill zum Testament des Kaisers davon!

Ich habe natürlich nicht das geringste Bedenken, zu erklären, daß ich das Benehmen dieser Herren für so

verächtlich als möglich halte, und daß ich von Herzen das unterschreibe, was der Kaiser über den Mißrepräsentanten von Oesterreich sagte; allein wenn sie oder irgend Jemand daran zweifeln sollten, daß sich General Escobedo so undiplomatisch über diese Diplomaten ausdrückte, so appellire ich an den General selbst, der nicht der Mann ist, zu leugnen was er sagte, und an seinen ganzen Stab, der Ohrenzeuge war, und besonders an Oberst Doria.

Ich sah, daß im Augenblick nichts auszurichten sei, und daß ich Escobedo's Hauptquartier zu verlassen hatte, welches schon längst von der Hacienda de Hercules in meine Straße und nur eine kleine Strecke von meinem Hause verlegt war. Da ich den verhängnißvollen Wagen mit vier Maulthieren vor meiner Thür sah, so ging ich dorthin, natürlich erwartend, daß man mir Zeit lassen werde, hinauf zu gehen und mich zur Reise fertig zu machen. Als ich eben in die halb offenstehende Thür treten wollte, schloß ein kleiner Hauptmann, der mich eskortirte, diese Thür und streckte die Hand nach mir aus, mich an dem Arm zu fassen. Dieß machte mich rasend; ich fühlte, daß ich leichenblaß und sechs Zoll größer wurde. Schnell wie der Blitz zog ich unter meinem Kleide meinen kleinen Revolver hervor, und ihn dem entsetzten Hauptmann auf die Brust haltend, rief ich: „Hauptmann, berühren Sie mich mit einem Finger und Sie sind eine Leiche!“

Der Hauptmann versicherte, daß er nichts Gewaltthätiges beabsichtige, daß ihn jedoch General Escobedo verantwortlich gemacht habe, und daß er gezwungen sei, mich nicht aus den Augen zu lassen. Ich sagte dem armen kleinen Kerl, daß er mich begleiten könne. Ich wolle Zeit haben, mich vorzubereiten und einzupacken, daß ich in gefährlicher Laune sei und er sich hüten möge. Er möge gehen wohin er wolle; ich würde hinauf gehen. Und ich ging hinauf, den Revolver in der Hand, und der Hauptmann folgte.

Ich wollte Zeit gewinnen, in der Hoffnung, daß irgend was geschehen werde, und erklärte nun, daß weder ich noch mein Mädchen das Einpacken verständen. Ich müsse Jemand haben, der es thun könne und er möge gehen und Jemand holen. Des Hauptmanns Latein war zu Ende und er ging zu Escobedo, von wo er nach ungefähr einer halben Stunde mit einer Eskorte von sechs Mann zurückkehrte. Der General hatte ihn sehr schlecht empfangen und gesagt, daß er ihn in Arrest stecken wolle, wenn er mich nicht zum Gehen zwingen könne. Er hätte Befehl, mich nach Santa Rosas am Fuß der Sierra Gorda zu bringen und dort in die Diligence nach San Luis Potosi zu setzen.

Ich sah, daß da weiter nichts zu thun war und fing an einzupacken, als wieder ein Diener des Kaisers mit

der Botschaft kam, daß derselbe mich augenblicklich sprechen wolle. Ich ersuchte den Hauptmann, mich ein paar Zeilen an den Kaiser schreiben zu lassen, allein er schlug es ab und der Diener wurde aus dem Zimmer geschickt.

Ich veranlaßte den Hauptmann, zu Escobedo zu senden und für mich Erlaubniß zu erlangen, Abschied von meinem Manne zu nehmen, was auch abgeschlagen wurde. Dann wollte ich an ihn schreiben, und es wurde mir endlich gestattet, einige Zeilen abzusenden, welche der Hauptmann diktirte und die meinem Manne übergeben wurden. Salm verstand nichts von der ganzen Geschichte und schickte mir ein ziemlich herrisches Billet, in welchem er mir befahl, zu ihm zu kommen.

Als ich mit Einpacken fertig war, stieg ich in den Wagen, gefolgt von meinem Mädchen, Jimmy und einem kleinen Koffer. Kurz zuvor war Oberst Villanueva gekommen, und ich hatte ihm die beiden Wechsel gegeben, welche er versprach dem Kaiser zurückzustellen, den er, wie auch meinen Mann, sogleich besuchen wollte.

Ich vermuthe, daß der Oberst dem Hauptmann Instruktionen überbrachte, denn als ich meinen Platz eingenommen hatte und der Kutscher eben die Maulthiere antreiben wollte, befahl der Hauptmann demselben, nach dem Hauptquartier zu fahren.

Wie ich das hörte, sprang ich mit einem Satz über

mein Mädchen, Koffer und Jimmy hinweg aus dem Wagen auf die Straße und erklärte, daß ich dorthin nicht gehen werde; daß ich Escobedo nicht wieder sehen und seinen und seiner Offiziere höhnischen Bemerkungen mich nicht aussetzen wolle. Wenn der General mich sehen wolle, so möge er herkommen. Der Hauptmann wiederholte sein altes Lied von seinen Instruktionen, und ich erklärte bestimmt, daß ich nicht zu Escobedo gehen wolle. Endlich mischte sich Oberst Villanueva ein, und der Hauptmann versprach zu warten, bis er mit anderen Instruktionen von dem General zurückkomme, was bald geschah.

Villanueva erzählte später meinem Manne die ganze Szene, die ihn, wie er sagte, höchlich amüsirt habe, obwohl sie für mich durchaus nicht amüsant war, denn ich war außer mir vor Zorn. Als der Oberst Escobedo berichtete, in welcher Klemme der kleine Hauptmann mir gegenüber sei, hatte derselbe lachend geantwortet, daß er lieber einem ganzen kaiserlichen Bataillon gegenüberstehen wolle, als der Prinzessin Salm, wenn sie ärgerlich sei, und den Befehl gegeben, daß ich sogleich an den bestimmten Ort geführt werden sollte. Da er so vernünftig war, widerstand ich auch nicht länger und stieg in den Wagen.

In Santa Rosas wurde ich in einem bequemen Zimmer in einer Hacienda einquartiert, die einem der Liberalen gehörte, dessen Familie sich sehr freundlich gegen

mich benahm. Als die Diligence am nächsten Morgen durchkam, fand ich bereits Plätze für mich und mein Mädchen genommen, und einen Offizier in Civilkleidung als Eskorte. Dieser Herr begnügte sich damit, mich im Auge zu behalten; er sprach kein Wort mit mir, und keiner der anderen Passagiere wußte, daß er mein Wächter war.

Damals war ich natürlich sehr böse auf General Escobedo, aber wenn ich bedenke, was ich zu thun versuchte und daß ich nichts weniger als nachgiebig war, so muß ich anerkennen, daß ich durchweg mit großer Nachsicht und Höflichkeit nicht nur von General Escobedo, sondern auch von Herrn Juarez, seinen Ministern, kurz von allen Mexikanern behandelt wurde, mit welchen ich in Berührung kam. Selbst in den Vereinigten Staaten, wo Damen bedeutende Vorrechte genießen, würde mir eine ganz andere Behandlung zu Theil geworden sein, wie manche Damen der konföderirten Partei bezeugen können.

Nachdem ich den letzten französischen Krieg bei der preußischen Armee mitgemacht habe und mit deren Ansichten in Bezug auf Disziplin bekannt geworden bin, muß ich gestehen, daß ich noch mehr die Nachsicht bewundere, welche die mexikanischen Militärbehörden mir zu Theil werden ließen. Ich muß jedoch einige Worte zur Erklärung dieses Benehmens hinzufügen, welches deutschen Lesern sehr seltsam erscheinen wird.

Fluchtversuche kamen häufig in diesem Bürgerkriege vor, wo es nicht selten geschah, daß Generale Gefangene anderer Generale wurden, die bald wieder ihre Gefangenen waren. Fluchtversuche wurden daher als sehr verzeihlich und natürlich betrachtet, und nicht mit zu großer Strenge von den Generalen bestraft, um nicht Präcedenzen zu schaffen, die gegen sie selbst geltend gemacht werden konnten. Escobedo selbst war einst der Gefangene Mejia's und von dem Kriegsgericht zum Erschießen verurtheilt gewesen; allein Mejia hatte seine Flucht nicht allein unterstützt, er hatte ihm sogar Geld dazu gegeben. Was Escobedo erwartete, daß seine Freunde für ihn thun würden, konnte er nicht zu hart an den Freunden des Kaisers strafen, und er begnügte sich damit, solche Versuche zu hintertreiben.

Als ich in San Luis Potosi ankam, verließ mich meine Wache. Sobald ich im Hotel abgestiegen war, schickte ich nach Herrn Bahnsen, der so freundlich war, mir sein Haus anzubieten. Ich wünschte noch an demselben Abend den Präsidenten zu sehen, allein mir wurde der Bescheid, am Morgen wiederzukommen. Er war jedoch zu sehr beschäftigt, mich zu empfangen und schickte mir Herrn Iglesia, dem ich erzählte, was meine Verbannung nach San Luis veranlaßt hatte. Herr Iglesia sagte, er wisse sehr gut, daß sie Spitzbuben in Quere-

taro hätten, welche bestochen werden könnten. Er gab zu, daß mein Plan gelungen sein würde, wenn ich Gold gehabt hätte.

Als ich ihn im Lauf der Unterhaltung bat, mir offen zu sagen, ob er sich nicht in seinem innersten Herzen gefreut haben würde, wenn der Kaiser entflohen wäre, antwortete er lächelnd: „Ja, es würde mich gefreut haben."

Ich sprach von meiner Angst um meinen Mann und fragte, ob es nicht möglich sei, nach Queretaro zurückzukehren, um in seiner Nähe zu sein. Er rieth mir jedoch, zu warten bis nach der Hinrichtung des Kaisers. Da ich Herrn Juarez zu sprechen wünschte, so sagte mir der Minister, daß ich Nachmittags fünf Uhr wiederkommen möge.

Obgleich ich die Flucht des Kaisers angestiftet hatte, so empfing mich doch Herr Juarez in seiner gewöhnlichen Weise. Ich begann von dem Fluchtversuch zu reden, doch er sagte mir, daß er Alles wisse und wich derselben Frage aus, die ich Herrn Iglesia gestellt hatte, obwohl seine ganze Art und Weise mir den Eindruck machten, daß die Flucht des Kaisers ihm auch nicht sehr unangenehm gewesen sein würde.

Herr Juarez sagte mir, daß ich unter Aufsicht in San Luis zu bleiben habe. Als ich von dem Kaiser und meinem Manne redete, erwiederte der Präsident, er

fürchte, daß für den Kaiser nichts geschehen könne und daß derselbe sterben müsse; aber in Bezug auf meinen Mann möge ich vollkommen ruhig sein. Für den Augenblick könne nichts geschehen, allein selbst wenn er zum Tode verurtheilt werden sollte, würde er nicht hingerichtet werden, worauf er mir seine Hand und sein Ehrenwort gab.

Der Kaiser war zum Tode verurtheilt worden, während ich auf der Reise war, und sollte nach drei Tagen erschossen werden. Baron Magnus war noch in San Luis, als ich dort ankam. Er sprach den Präsidenten, allein es wurde ihm versichert, daß Nichts den Kaiser retten könne. Der Baron bat um einen fernern Aufschub von drei Tagen, und der Präsident willigte darein, nur weil es Baron Magnus wünschte und weil er nicht den Anschein unnöthiger Strenge und der Uebereilung haben wollte; allein es war ganz unnütz. Der preußische Gesandte war so vollkommen davon überzeugt, daß er, als er nach Queretaro abreiste, einen Arzt mitnahm, um — den Kaiser einzubalsamiren! Nun frage ich, was für ein Sinn war in solchem Benehmen? Unter solchen Umständen einen Aufschub von drei Tagen zu verlangen, war nicht nur eine krankhafte Schwäche, es war eine Grausamkeit, denn das konnte nur dem Kaiser trügerische Hoffnungen einflößen, welche es schwerer machten, die endliche Täu-

schung zu ertragen. Die einzige Entschuldigung, die ich für diesen Schritt des Barons finden kann, ist, daß er zu jener Zeit kaum zurechnungsfähig war, denn er ging umher wie ein Mensch, der von seinen fünf Sinnen sechs verloren hatte.

Wäre dieser Herr in Queretaro geblieben und hätte seinen Namen unter einen guten Wechsel gekritzelt, für den man sogleich baares Geld hätte bekommen können, anstatt seinen diplomatischen Windbeutel auszukramen und seine Scheidemünze werthloser Worte in San Luis zu verschwenden, so würde er den Kaiser gerettet haben; der preußische Hof würde mit Freude für solchen Zweck gezahlt haben, Orden von allen Farben und Größen würden auf ihn herabgeregnet sein, und er würde einen für immer von der Geschichte anerkannten Ruf eingeerntet haben, — anstatt nun umsonst darüber zu brüten, — was er gethan haben würde, „wenn er gewußt hätte“.

Ich war die ganze Zeit über wie außer mir, und Tag und Nacht zermarterte ich mich mit Gedanken, wie es möglich sein möchte, noch jetzt den Kaiser zu retten. Ich sah öfters Herrn Iglesia, aber wenn ich von ihm ging, war ich immer mehr überzeugt, daß derselbe ohne Hoffnung verloren sei. Ich versuchte es nochmals, einen Aufschub von acht Tagen zu erhalten, aus besserem Grunde, als ihn Baron Magnus gehabt hatte, obwohl er auch

nur schwach war, bis ich nämlich eine Antwort von Präsident Johnson erhalten haben würde, den ich gut kannte und den ich telegraphisch dringend ersuchen wollte, noch einen energischeren Protest gegen die Hinrichtung des Kaisers zu senden. Herr Iglesia sagte mir jedoch, und dasselbe that später Herr Juarez, daß ein weiterer Aufschub nicht bewilligt werden könne, und daß er es bedauere, dem Verlangen des Baron Magnus nachgegeben zu haben, da der Präsident beschuldigt worden sei, absichtlich die Qual des Kaisers erhöht zu haben, ein Vorwurf, der ihm besonders von Fremden gemacht wurde, die ihn einen grausamen, rachgierigen und barbarischen Indianer nannten.

Der letzte Tag vor der Hinrichtung des Kaisers kam; am nächsten Morgen sollte er erschossen werden. Obwohl ich geringe Hoffnung hatte, war ich doch entschlossen, noch einen Versuch zu machen und noch einmal an das Herz des Mannes zu appelliren, von dessen Willen das Leben des Kaisers abhing, dessen bleiches Gesicht und melancholische blaue Augen, die selbst auf einen Mann wie Palacios Eindruck machten, mich beständig anblickten. Es war acht Uhr Abends, als ich zu Herrn Juarez ging, der mich sogleich annahm. Er sah selbst blaß und leidend aus. Mit zitternden Lippen bat ich um das Leben des Kaisers oder wenigstens um Aufschub. Was ich an

einem Manne, an Baron Magnus, tadelte, mag wohl einer Frau verziehen werden. Der Präsident sagte, daß er es nicht gewähren könne; er wolle nicht seine Qual verlängern; der Kaiser müsse morgen sterben.

Als ich diese grausamen Worte hörte, gerieth ich vor Schmerz von Sinnen. Zitternd am ganzen Körper und schluchzend fiel ich nieder auf meine Kniee und bat mit Worten, die aus meinem Herzen kamen, deren ich mich jedoch nicht mehr erinnere. Der Präsident wollte mich aufheben, allein ich umfaßte krampfhaft seine Kniee und wollte sie nicht lassen, bis er mir sein Leben versprochen hatte. Ich sah, daß Juarez bewegt war; sowohl er als Herr Iglesia hatten Thränen in den Augen, allein er sagte mit leiser, trauriger Stimme: „Es thut mir weh, Madame, Sie so auf Ihren Knieen vor mir zu sehen; allein wenn alle Könige und Königinnen Europas an Ihrer Stelle wären, könnte ich sein Leben nicht schonen. Ich bin es nicht, der es nimmt; es ist das Volk und das Gesetz, und wenn ich nicht dessen Willen thun würde, so würde es das Volk nehmen und das meinige dazu."

In meiner rasenden Angst rief ich, er möge mein Leben nehmen, wenn er Blut wolle. Ich sei ein nutzloses Weib, aber er möge das eines Mannes schonen, der noch in einem andern Lande viel Gutes wirken könne. Alles war vergebens. Der Präsident hob mich auf und

wiederholte, daß das Leben meines Mannes geschont werden solle; das sei Alles, was er thun könne. Ich dankte ihm und ging.

Im Vorzimmer waren mehr als zweihundert Damen von San Luis versammelt, welche um das Leben der drei Verurtheilten — Maximilian, Miramon, Mejia — baten. Sie wurden empfangen, allein hatten nicht mehr Erfolg als ich. Später kam Madame Miramon, die ihre beiden kleinen Kinder an der Hand hatte. Der Präsident konnte es nicht verweigern, sie zu empfangen. Herr Iglesia sagte mir später, daß es herzzerreißend gewesen sei, die arme Frau und die Kleinen um das Leben des Gatten und Vaters bitten zu hören. Der Präsident, sagte er, habe in jenem Augenblick viel gelitten darüber, daß er in der grausamen Nothwendigkeit sei, das Leben eines edeln Mannes wie Maximilian und das zwei seiner Brüder zu nehmen, aber er könne nicht anders. Madame Miramon fiel in Ohnmacht und mußte aus dem Zimmer getragen werden.

Die Auftritte, welche der Präsident an dem Tage gehabt hatte, waren zu viel für ihn. Er zog sich für drei Tage in sein Zimmer zurück und wollte Niemand sehen. Ich konnte kein Auge schließen und war mit vielen Damen unserer Partei in der Kirche, um für die Verurtheilten zu beten.

Im Lauf des nächsten Vormittags brachte der Telegraph die traurige Nachricht, daß die Hinrichtung stattgefunden habe und daß Alles vorüber sei.

Am Abend machte ich Madame Miramon einen Besuch. Sie hatte sich so sehr verändert, daß ich sie kaum wiedererkannte. Sie sagte mir, daß sie einige Tage ruhig in San Luis bleiben wolle, bis sie stark genug sei, nach Queretaro zu reisen und den Körper ihres Mannes zu holen. Ich wünschte sehr, gleichfalls nach dieser Stadt zurückzukehren, und machte Herrn Lerda und Herrn Iglesia viele Mühe, denn es verging kaum ein Tag, an welchem ich sie nicht durch meine Besuche belästigte.

Herr Lerda war die rechte Hand von Herrn Juarez und genoß nicht nur sein volles Vertrauen, sondern hatte auch den Ruf eines großen Politikers. Er sieht durchaus nicht wie ein Mexikaner aus, denn er ist blond und hat blaue Augen. Er ist ein sehr feiner Gentleman und außerordentlich höflich.

Ich hatte an meinen Mann geschrieben, Escobedo um Erlaubniß zu meiner Rückkehr zu bitten, und da diese gegeben wurde, so gab auch der Präsident meinem oft wiederholten Gesuch nach; allein ich hatte ihm mein Ehrenwort darauf zu geben, daß ich mich in keine Unternehmung einlassen wolle, welche die Flucht meines Mannes oder irgend welcher anderer Gefangenen bezwecke.

Am 1. Juli kam ich in Queretaro an und ging wieder in das Haus der Madame Vicentio, obwohl sie abwesend war. Mein Mann sah mager und blaß aus und war, wie es beinahe stets mit Gefangenen der Fall ist, sehr ungeduldig und reizbar. Er hatte den Tod des Kaisers noch frisch im Gedächtniß und wollte weder an die Versprechungen, noch an das Ehrenwort des „blutdürstigen Indianers“ glauben. Er dachte an nichts als an Flucht, und darin konnte und wollte ich ihm nicht beistehen, selbst als sein Gerichtstag heranrückte und Jeder davon überzeugt war, daß er verurtheilt werden würde. Ich glaubte an die Betheuerungen von Juarez, Lerda und Iglesia, die mir gesagt hatten, daß er und die anderen Generale zum Tode verurtheilt werden würden, nur um das Volk zufrieden zu stellen, daß aber nur wenige von ihnen, wenn überhaupt welche, erschossen werden sollten, und daß mein Mann sicher gerettet werden würde.

Da Salm in seinem sehr verzeihlichen Aerger sich gegen die ihn bewachenden Offiziere nicht sehr liebenswürdig benahm, so konnte er auch nicht viel Gefälligkeit von ihnen erwarten. Schwierigkeiten jeder Art wurden mir in den Weg gelegt, wenn ich ihn sehen wollte, und die Offiziere der Liberalen fanden Spaß daran, allerlei beunruhigende Gerüchte zu verbreiten, nur um die Gefangenen zu quälen.

Eingenommen wie mein Mann war, glaubte er diesen Gerüchten mehr als meinen Versicherungen, und machte mich selbst unsicher und ängstlich. Als der Tag seines Gerichts herankam, wurde es für das Beste gehalten, daß ich nach Mexiko gehen sollte, wo Juarez und das ganze Kabinet zu jener Zeit waren, und ich reiste daher gegen den 12. Juli dorthin ab.

In Mexiko lief das Gerücht umher, daß alle Gefangenen erschossen werden würden, und ich und viele Anverwandte derselben waren in Folge davon sehr besorgt. Gegen zwanzig Frauen und Schwestern von Gefangenen gingen zum Präsidenten, der uns Herrn Iglesia sandte und der mir sagte, daß ein Aufschub von vierzehn Tagen bewilligt worden sei. Der Minister wiederholte mir die früher gemachten Versicherungen und rieth mir, ruhig in Mexiko zu bleiben, bis entschieden worden sei, wo die Gefangenen gefangen gehalten werden sollten; dann wolle er mir dazu helfen, daß mein Mann nach Mexiko kommen solle.

Die Entscheidung ließ lange auf sich warten, da die Papiere all' der verschiedenen Gefangenen nochmals untersucht werden mußten, und da mir Herr Hube ebenfalls rieth, zu warten, so blieb ich einstweilen bei seiner Familie in Tacubaya. Endlich im September wurde befohlen, daß die Gefangenen in Queretaro bleiben sollten,

und ich reiste in derselben Nacht dorthin ab und kam am 8. September an.

Mein Mann und alle anderen mit ihm gefangenen Generale waren schon im Juli zum Erschießen verurtheilt worden. Ihre Hinrichtung hatte am 19. stattfinden sollen; allein sie wurde erst für fünf Tage und endlich sine die hinausgeschoben. Da ich bestimmt wußte, daß mein Mann nicht erschossen werden würde, so fühlte ich keine besondere Unruhe und blieb in Mexiko, aber Salm traute meinen Versicherungen nicht und traf sogar Vorkehrungen für die Einbalsamirung seines Körpers!

Obwohl ich eine spezielle Erlaubniß des Kriegsministers mit mir brachte, meinen Mann zu sehen, wenn ich immer wolle, wurden mir allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt und meine Besuche so unangenehm als möglich gemacht. Durch Vermittlung eines Deutschen, der in der Armee der Liberalen diente, eines Obersten von Gagern, wurde dieß geändert, und der Güte dieses ehrenwerthen Offiziers verdankten mein Mann und die andern Gefangenen sehr viel. Dem Prinzen wurde es selbst gestattet, auf sein Ehrenwort dann und wann in die Stadt zu gehen und ich durfte bis zehn Uhr Abends bei ihm im Gefängniß bleiben.

Die Bürger von Queretaro benahmen sich sehr gütig gegen die Gefangenen und unterstützten sie dadurch, daß

sie für ihre Mahlzeiten und andere Bequemlichkeiten sorgten. Mein Mann hat sein Gefängnißleben in seinem Buch beschrieben, und da ich nur von ihm abschreiben müßte, so will ich die Periode meines Aufenthalts in Queretaro übergehen und nur eine etwas seltsame Verhandlung mit dem Arzte erwähnen, welcher den Kaiser einbalsamirt hatte.

Es ist allgemein bekannt, welche Schwierigkeiten die Regierung der Liberalen denjenigen Personen in den Weg legte, welche den Körper des Kaisers zu holen abgesendet waren. Allein nicht nur die Regierung machte diesen Körper zum Gegenstand der Spekulation; Dr. Licea, welcher ihn einbalsamirt hatte, that dasselbe. Dieser Arzt hatte eine Gipsmaske von dem Gesicht des Kaisers genommen, und Dr. Basch ersuchte meinen Mann, ihm dieselbe zu verschaffen. Dieser beauftragte mich, mit dem Doktor zu reden und ich ging daher zu ihm.

Dieser Doktor war ein gemeiner, geldgieriger Schuft, der seinen Namen bereits dadurch infam gemacht, daß er General Miramon verrathen hatte, wie auch durch die brutale Art, wie er den Körper des Kaisers behandelte. Als er sein Messer in die Leiche stieß, rief er: „Was für eine Wonne ist es für mich, meine Hände im Blut eines Kaisers waschen zu können!"

Dieser Mensch hatte alle Kleider des Kaisers behalten, welche derselbe bei seiner Hinrichtung trug, einen Theil

seiner Haare, seines Bartes u. s. w., und wartete auf einen Käufer dieser Reliquien. Er verlangte von mir zwanzigtausend Pesos dafür und ich ersuchte ihn, ein schriftliches Inventarium aller Dinge, die er hatte, zu machen und die Preise, die er dafür verlange, daneben zu setzen. Wahrscheinlich um mich zu bestechen, gab er mir von des Kaisers Haar und Bart und ein Stück der rothseidenen, mit seinem Blut getränkten Schärpe, und meinem Manne schickte er ein Stück von dem Herzen des Kaisers in Alkohol und eine im Körper gefundene Kugel.

Ich verdarb die Spekulation dieses Elenden, indem ich das Inventarium, welches er mir gab, dem Admiral Tegetthoff und Präsident Juarez zeigte. Er wurde gerichtlich dafür belangt, daß er versuchte, Eigenthum zu verkaufen, welches ihm nicht gehörte, und wurde dafür verurtheilt.

Am Morgen des 8. Oktober traf die Ordre ein, daß die Gefangenen von Queretaro an die verschiedenen Plätze ihrer Einsperrung abgeführt werden sollten, nämlich nach Oaxaca und Vera Cruz. Am 9. um ein Uhr Mittags marschirten sie unter Eskorte ab, und als sie gingen, beschenkten sie die Einwohner von Queretaro mit allerlei Eßwaaren und bewiesen ihre Theilnahme in sehr rührender Weise.

Ich folgte den Gefangenen in der Diligence mit der Frau des Obersten Diaz und Oberst von Gagern, und

holte sie am 10. in San Juan del Rio ein, wo ich mit meinem Manne frühstückte und ihm dann voraus nach Mexiko ging.

Dort wurden die Gefangenen zuerst in das gewöhnliche Zuchthaus gebracht und alle Besuche verboten, allein dieß änderte sich nach einigen Tagen und sie wurden in das Kloster Santa Brigida gebracht, wo sie sehr gut einquartiert waren und eine Menge Besuche erhielten, die ihnen alle Blumen, Früchte, Cigarren und andere gute Dinge brachten.

Ich und die Freunde meines Mannes bemühten uns, bei allen einflußreichen Personen eine Veränderung seiner Lage herbeizuführen. Wenn es uns nicht gelingen sollte, zu bewirken, daß seine Gefängnißstrafe in Verbannung verwandelt würde, wollten wir wenigstens versuchen, ihn in Mexiko zu behalten, anstatt ihn nach Oaxaca zu senden. Salm jedoch, der nicht glaubte, daß dieß bewilligt werden würde, wünschte wenigstens Erlaubniß zu erhalten, mit nach Vera Cruz zu gehen, weil er glaubte, daß er von dort leichter würde entfliehen können, als von einem Ort im Innern.

Am 26. Oktober Morgens zwischen fünf und sechs Uhr erhielt ich ein Billet von meinem Manne, in welchem er mir mittheilte, daß die Gefangenen sogleich nach Oaxaca und Vera Cruz transportirt werden sollten. Ihr Abmarsch

war geheim gehalten worden, um ihre vielen Freunde zu verhindern, ihre Theilnahme zu zeigen. Ich kam im Kloster an, als sie es bereits verlassen hatten, holte sie aber an der Garita ein. Sie wurden durch die Straßen nicht wie Generale und Kriegsgefangene, sondern wie Verbrecher transportirt und marschirten paarweise zwischen einer Eskorte, mein Mann Arm in Arm mit dem alten General Castillo an der Spitze. Ihr elender Zustand ergriff mich so, daß ich laut weinen mußte.

Alle von den Behörden getroffenen Vorsichtsmaßregeln waren nicht im Stande gewesen, viele Damen daran zu verhindern, sich an der Eisenbahnstation zu versammeln und ihnen Lebewohl zu sagen. Da ich die Gefangenen auf ihrem Marsch nicht begleiten konnte und meine Gegenwart in Mexiko im Interesse meines Mannes nothwendig war, so nahm ich gleichfalls von ihm Abschied, in der Hoffnung, ihn bald frei zu sehen und mit ihm von Vera Cruz nach Europa abzureisen.

In Tehuacan, dem Hauptquartier von Porfirio Diaz, wurde mein Mann sehr liebenswürdig von General Baz, Stabschef, empfangen, der ihm sagte, daß er dem kommandirenden General von Mexiko aus auf das Dringendste empfohlen worden sei. Porfirio Diaz behandelte ihn in der That sehr gütig. Es war meinem Manne erlaubt, nach Gefallen in die Stadt zu gehen und dann aß er

mit dem General und seiner Familie zu Mittag. Als er nach zwei Ruhetagen Porfirio Diaz verließ, gab ihm derselbe Empfehlungsbriefe an zwei Generale in Vera Cruz, denn er hatte die Erlaubniß erhalten, dorthin anstatt nach Oaxaca zu gehen.

In Vera Cruz wurde mein Mann mit den andern Generalen in den Kasematten des Forts San Juan d'Ulloa eingeschlossen, welches auf einer Insel in der Nähe der Stadt liegt.

In meinen Bemühungen für die Freilassung meines Mannes wurde ich auf das Freundlichste von allen Amerikanern, die in Mexiko wohnten, sowohl Nord- als Südländern, unterstützt, und ich habe besonders Herrn A. G. Perry, dann dem Korrespondenten des New-York Herald Dr. Skelton und vor Allem Herrn Plumb zu danken, dem neuen Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, den Herr Seward, welcher meinen Mann gut kannte, instruirt hatte, für ihn bei der mexikanischen Regierung zu wirken. Präsident Johnson veranlaßte Herrn Seward, einen Privatbrief an Herrn Juarez in Bezug auf den Prinzen zu schreiben und sagte mir später, als ich ihn in Washington sah, daß dieß in Folge meiner verschiedenen Briefe an ihn geschehen sei.

Admiral Tegetthoff hatte sich gleichfalls für den Prinzen verwandt, und in der Mitte des Novembers erhielt ich von

ihm eine Gratulationskarte, da ihm Minister Lerda, mit dem er eben gespeist, gesagt habe, daß die Ordre für seine Freilassung eben vom Präsidenten unterzeichnet worden sei.

Diese Ordre wurde von Baron Magnus nach Vera Cruz mitgenommen und am 13. meinem Manne mitgetheilt mit der Weisung, sich bei dem Kommandanten der Stadt zu melden. Der Prinz wollte mit dem englischen Dampfer, welcher am 3. Dezember abging, nach Europa segeln und telegraphirte mir, zu kommen. Ich antwortete, daß ich in vier Tagen bei ihm sein werde.

Als Salm sich bei dem Kommandanten von Vera Cruz meldete, bestand dieser General darauf, daß er mit dem nächsten Schiff „Panama" abreisen solle, welches am 15. um elf Uhr Vormittags abging, und zu seinem großen Bedauern hatte er zu gehorchen.

Man kann sich meine Verzweiflung vorstellen, als ich am nächsten Tage ankam.

Ich beschloß, nicht nach Mexiko zurückzukehren, obgleich ich alle meine Sachen dort gelassen hatte, und auch nicht in Vera Cruz auf den nächsten europäischen Dampfer zu warten, sondern sogleich in einem kleinen französischen Dampfer nach New-Orleans und von da nach New-York zu gehen, wo ich mir Mittel zu verschaffen hoffte, so bald als möglich nach Europa zu reisen, denn ich hatte nur sehr wenig Geld.

Es war eine ziemlich unangenehme Reise, denn da ich aus einem warmen Klima kam, so hatte ich keine warmen Kleider, und als ich endlich im Metropolitan-Hotel in New-York anlangte, hatte ich zwei Tage in meinem Zimmer zu bleiben, bis welche für mich gemacht waren.

Ich war sehr erstaunt über die Art, wie ich in New-York empfangen wurde. Als meine Ankunft durch die Zeitungen bekannt wurde, erhielt ich von allen Seiten her eine ungeheure Menge von Blumenbouquets, und wo ich mich auf der Straße oder im Hotel zeigte, liefen die Leute zusammen und begrüßten mich durch freundliche Zurufe. Diese gänzlich unerwartete Theilnahme rührte mich außerordentlich.

Von New-York ging ich nach Washington, meine Schwester zu sehen, wie auch Präsident Johnson und andere Personen, die meinen Mann unterstützt hatten, um ihnen zu danken.

Obgleich nach so viel Beschwerden und Aufregung ich wohl einige Ruhe nöthig gehabt hätte, sehnte ich mich doch nach Wiedervereinigung mit meinem Manne, und nachdem ich mir die nöthigen Geldmittel verschafft hatte, reiste ich am 28. Dezember in der „Ville de Paris“ von New-York nach Brest ab.





